Tiroler Leut.

Berggeschichten und Skizzen

von

Rudolf Heinrich Greinz.

Erfurt und Leipzig.
Bacmeister's Verlag.
1892.

Bacmeister's Verlag in Erfurt und Leipzig.

Moderne Wege zum Wohlstand.

Skizzen aus dem amerikanischen Leben

von

Philipp Berges.

1—9. Auflage.

Preis 50 Pfg.

Das Buch hat sich das Interesse des deutschen Lesepublikums im Fluge erobert, da es eine Fülle interessanter Fingerzeige für die Beschreitung moderner, zum Wohlstand führender Wege bietet. Philipp Berges, der als hervorragender Kenner des amerikanischen Lebens bekannte, geistvolle Humorist, führt uns hier mit flüchtigen Strichen ein buntes Mosaik-Gemälde aus dem innersten Getriebe des Dollarlandes jenseits des Oceans vor Augen. Der Verfasser bietet in dieser Schrift ein förmliches Lexikon von Wegen und Mitteln, wie sich der moderne, in geschäftlicher Beziehung uns Deutschen so oft überlegene Amerikaner zum Wohlstand und Reichthum empor zu schwingen versteht.

Tiroler Leut.

Berggeschichten und Skizzen

von

Rudolf Heinrich Greinz.

Erfurt und Leipzig.
Bacmeister's Verlag.
1892.

Druck des Literarischen Instituts Dr. M. Huttler, Konrad Fischer
in München.

Herrn Georg Lang,

Königlichem Director des Theaters am Gärtnerplatz

zu München

in aufrichtiger Verehrung

gewidmet.

A Vorsprach.

Tiroler Leut, ös seid's mei Freud',
Wir g'hören allweil zu anand,
A frisches Bluat und sakrisch Schneid',
Und enker Herz tragt's af der Hand.
Die Diandaln sein sauber und wunderfein;
Es freut mi halt gar so,
A Tirolerbua z'sein!

Bis hoch am Berg baut si der Wald,
Der Wildbach rauscht tiaf drunt im Thal,
Zum Diandal abi 's Jodeln hallt:
Kimm aufer Schatz zu mir amal!
Die Fearner glanzen im Sunnenschein;
Es freut mi halt gar so,
A Tirolerbua z'sein!

Und auf der Alm is's liacht und schian,
Und still wia in der ewig'n Ruah,
Der Almrausch und Prunellen blüahn,
Hörst nix als wia die Glockenkuah.
Da bin i mitten im Himmel drein;
Es freut mi halt gar so,
A Tirolerbua z'sein!

Müaßt' von dahoam i für mei Leb'n,
Da wurd' im Herz mir angst und bang,
Man kunnt' mir bald den Segen geb'n,
J machet's wahrli nimmer lang.
Die Fremd' is ja von der Hoamath koa Schein;
Es freut mi halt gar so,
A Tirolerbua z'sein!

Kimm i amal zum Sterben dran
Und wird mir's Zügenglöckal g'schellt,
J hab mein Land koa Schand' anthan,
Bfüat Gott, i geah, du liabe Welt!
Schreibt's in mei Kreuzal am Freithof ein:
Sei Stolz is es g'wesen,
A Tirolerbua z'sein!

München, im Mai 1892.

Rudolf Heinrich Greinz.

Isewinkel.

Ich erinnere mich noch recht gut des heiligen Florian. Er war an mein Geburtshaus gemalt zwischen zwei Fenster des ersten Stockwerks. Er prangte in den buntesten Farben, und als kleiner Knirps schaute ich immer mit der größten Ehrfurcht zu dem wasserspendenden Heiligen empor.

Das Wasser sollte aber sein ärgster Feind werden. Ich habe ihn kürzlich wiedergesehen, den heiligen Florian an meinem Geburtshaus. Es ist wohl eine Reihe von Jahren seither verstrichen. Heiliger Florian, heiliger Florian, wie schaust du jetzt aus! Ganz verwaschen, kaum mehr eine Spur deines faltenreichen Gewandes erkennbar. Einige rothe Streifen und schmutzige Flecke an der Wand. Das Wasser hat dir arg zugesetzt!

Tröste dich, heiliger Florian, mein alter Freund! Nicht blos die gemalten Heiligen verwittern in der Zeit! Da ist man von lieben Menschen vor Jahren fortgezogen. Und hat sie in Jahren nicht wiedergesehen. Und nach Jahren kommt man zurück zu ihnen, ihr Bild im Herzen, wie es sich dort vor Zeiten eingedrückt hat und frisch und jung erhalten hat bis heut. Und da findet man sie wieder, alt und verfallen, verwaschen und verwittert!

Ich kam wieder in mein Heimatsdorf und hatte eben den armen Florian bedauert und die fremden Gesichter, die aus dem einen und dem andern Fenster meines Geburtshauses auf den Wanderer neugierig starrten, nicht

mit dem größten Ergötzen gesehen, als ein Weiblein die Gasse dahergehumpelt kam.

„Ist das nicht der „Hut“?“ denke ich bei mir. „Ja, es ist der „Hut“.

So hießen wir Kinder nämlich eine Bäuerin, die einen riesigen Hut trug. Einmal bekam sie einen Brief; vielleicht das erstemal in ihrem Leben. Da wurde sie ganz aufgeregt, lief durch das Haus mit dem Brief und schrie: „Was brauch' i an Briaf, i woaß nix, was drein steht“ — bis sich endlich eine mitleidige Seele ihrer erbarmte, den Brief öffnete und vorlas. Diese Erinnerung stieg in mir auf, als ich den „Hut“ sah.

Sie war ein altes, altes Weiblein geworden, ganz verschrumpft und bucklig. Sie ging an zwei Stöcken.

„Brosler Seph, lebts Des a no!“ rief ich. Das Weiblein sah mich eine Weile ganz verwundert an.

„Ja, Herr, kennts Des mi denn?“

Ich nannte meinen Namen. „Jessas, 's Rudolfele is da! Ja, dös hab' i m'r nit denk'n können! Und was D' für a Herr wor'n bist!“

Ich erfaßte die Hand der Alten, die sie mit ihrem Stock emporhielt und drückte sie herzlich.

„Ja, d'Zeiten vergeh'n halt!“ sagte ich.

„Wenn i Di so anschau', merk' i erst, wia man alt wird!“

„Und was macht denn der Isewinkel?“ fragte ich.

„Der Isewinkel?“ — ein Lächeln, das schlau sein sollte, flog über ihr Gesicht. „Ja, der Isewinkel! Denk' D'r amal, Rudolfele, dös hat man si a nit verseh'n, daß der in seine alten Tag' no zu an Oansiedl wurd'. 's war aber a a traurige G'schicht. I hab' alleweil g'sagt, sei Bua, den er in der Fremd' g'habt hat, taugt nix. Mir hab'n scho seine rothen Haar' nit g'fall'n. Woaßt, 's is a alt's Sprüchl, derfst mi dessentweg'n nit verlach'n, weil D' iatz a so a großer und g'scheiter Stadtherr bist. Dös Sprüchl hat amal sei Wahrheit: daß d'rothen Haar

und 's Schwarzerlenholz af koan guat'n Bod'n nit wachsen."

„Ja, was is denn mit'n Buab'n vom Isewinkel?" fragte ich gespannt.

„Dös war a Kreuz!" fuhr die Alte redselig fort; „vor zehn Jahr'n hab'n s' 'n eing'sperrt, lebenslänglich. Du wirst scho no wiss'n, er is im Steyrischen drunten g'wesen, und do war er bei an Raubmord dabei. Mit knapper Noth is er no 'n Strick auskommen." Der „Hut" nickte wichtig mit dem Kopfe. „Seit der Zeit is der Isewinkel wia ausg'wechselt. Er geht nimmer unter d'Leut', sitzt dahoam in sein Häusl — er hat si a Häusl kauft, dös von Berger Naz, wia er g'storben is — und brüat', koa Mensch woaß über was.... Hollah! iatz läuten s'z'samm, i muaß in d'Kirchen! B'hüat Di Gott, Bua; suach mi amol hoam, wenn's leicht sein kann!"

Ich versprach der Alten, sie zu besuchen, und ging meiner Wege. Der lustige Isewinkel, der alte Spaßmacher brütete also. Wieder ein verwaschenes Bild. Wie oft hatten wir Kinder uns an die Schöße seines Rockes gehängt nud waren durch das ganze Dorf mit ihm getrottet. „Isewinkel retretetete!" schrien wir, und der Alte lachte herzlich und klopfte mit seinen Stöcken auf dem Boden den Tact zu unserer Trompeten-Imitation. Isewinkel handelte nämlich mit Stöcken nnd trug deren gewöhnlich einige in der Hand und ein ganzes Bündel über dem Rücken. Mit der Zeit versorgte er die ganze Dorfjugend mit kleinen Birkenstöcklein, ohne ein Entgelt zu verlangen. Was hätten wir auch zum Entgelt bieten können? Dafür hingen wir aber an dem Alten mit Leib und Seele.

Ich faßte den Beschluß, den Isewinkel aufzusuchen. Ich kannte das Haus des Berger Naz genau. Es lag etwas außerhalb des Dorfes.

In kurzer Zeit hatte ich mein Ziel erreicht. Ich ließ den eisernen Klopfer schwer auf die Thüre niederfallen. Lange regte sich nichts. Ich klopfte zum zweiten-, zum drittenmal.

Endlich ließen sich schlurfende Tritte in dem Hausflur vernehmen. Die Thüre wurde geöffnet.

Isewinkel! War das Isewinkel, der vorsichtig herauslugte? Die früher trotz ihres vorgerückten Alters so kräftige Gestalt war zusammengesunken, schlotterig und gebrochen. Die Augen starrten mich mit einem hohlen, leeren Ausdruck an.

„Kennts mi nimmer, Isewinkel?“ rief ich den Alten an.

Er schwieg eine Weile und musterte meine Züge.

„'n Rudolf werd'ts wohl no kennen?“ sagte ich.

„Seids Des der Rudolf?“ fragte er ziemlich theilnamslos.

„Freili bin i's!“

„Ja, mir scheint's selm a so. Aber Des habts Enk tüchti verwachsen!“

Isewinkel öffnete die Thür ganz und lud mich ein, in das Haus zu kommen. Ich war, aufrichtig gestanden, einigermaßen enttäuscht. Ich halte einen herzlicheren Empfang erwartet.

Er führte mich in die große Stube des Erdgeschoßes. Es sah ziemlich kahl, schmutzig und ärmlich in derselben aus. In einer Ecke, hoch an der Mauer, hing ein Crucifix. An den Armen des Gekreuzigten baumelten je ein roter und ein dunkelbrauner Maiskolben.

Der Alte nahm in der Mauerecke unter dem Crucifix Platz und rückte, ehe er sich setzte, leicht das lederne Käppchen auf seinem kahlen Scheitel.

Ich ließ mich auf der Bank neben ihm nieder, einen Arm auf das Fensterbrett stützend.

Isewinkel sprach nichts, und so begann ich denn, von meinen Erlebnissen in der Welt zu erzählen. Ich sagte ihm auch, daß ich vor Kurzem ernstlich krank gewesen.

„Krank seids g'wesen?“ brach er das Schweigen. „Müaßts halt schau'n, daß Enk der Athem nit ausgeht, sonst is's g'fahlt. 's schlagt si nacher gern der Tod dazua.“

Ein Wetterleuchten der alten Schalkhaftigkeit glitt über sein Gesicht.

Es war eigentlich ein schreckliches Gesicht: fahl, voll Runzeln, die stechenden Augen mit einem unheimlichen Ausdruck auf mich gerichtet. Den Kopf hielt er beständig etwas vorgeneigt, als ob er auf etwas horchen würde. Dabei spielten die mageren Hände mit einer nervösen Hast in den spärlichen schneeweißen Haaren.

Ich war mit meiner Erzählung fertig geworden. Ich weiß nicht, ob er mich auch aufmerksam angehört hatte.

„Des müaßts ja ganz trocken wor'n sein vor lauter Ratschen," sagte er, nachdem er mich eine Weile gemustert hatte. „Wartets, i bring' Enk an Schnaps!"

Er stand auf und ging zu einem alten Wandschrank, auf dessen Thüren in ungeschickter Malerei zwei Blumenkörbchen abgebildet waren.

Er brachte eine Flasche zum Tisch und schänkte mir ein.

„Trinkt der Isewinkel nit mit?" fragte ich, da ich nur ein Glas sah.

„I hab mei' Portion scho g'habt für heut," erwiderte er.

„Was treibts denn alle Zeit?" fragte ich, um doch wenigstens etwas zu sprechen.

Mir wurde die Stille, die wieder einzutreten drohte, peinlich.

„Was i treib'? Nix, i wart' da," ein schmerzliches Zucken verzerrte die Züge des Alten; „ja i wart', i wart' auf mein Buab'n. 's is do mei Bua, wenn er a zeiti g'wes'n is für'n Galg'n! 's is do 'n alten Isewinkel sei Bluat, das sie eing'sperrt haben. Lebenslänglich! A was! . . . Lebenslänglich! I hoff' auf die Gnad'! Und wenn er wiederkommt, mei Bua — is iatz a scho in d'Vierzig — nacher muaß er mir haushalt'n helfen, und ich mach' no an braven Menschen draus. I hab's scho vereinbart mit dem da droben!" Er deutete auf den Herrgott mit den Maiskolben. „I hab's vereinbart. Mei Bua, mei Bua!"

Ein paar Thränen liefen ihm aus den Augen.

„Wia alt seids denn eigentli, Isewinkel?“ fragte ich, um dem Gespräch eine andere Wendung zu geben.

„Vieradachtz’ bin i wor’n in Früahjahr.“

Es schauerte mich, wenn ich den Alten ansah. Vierundachtzig Jahre und noch immer Hoffnung!

Plötzlich ergriff er mit einem hastigen Druck meine Hand.

„Was glaubts, werd’ i mein Buab’n no z’sehen kriag’n?“

Seine Stimme klang kreischend, und seine Augen richteten sich mit einem brennenden Ausdruck auf mein Gesicht.

„I glaub’ scho!“ erwiderte ich. „’s Zuchthaus is ja no koa Tod.“

„Recht habts!“ sagte der Alte und preßte meine Hand so fest, daß ich beinahe laut aufgeschrien hätte. „Recht habts. Alleweil no besser, als wenn s’ ’n g’hängt hätten!“

Ich machte meine Hand mit Gewalt aus der eisernen Umklammerung los und stand auf. Auch Isewinkel erhob sich. Ich begann mich fast vor dem Alten zu fürchten, so gespenstig sah er mich an mit seinen tiefliegenden Augen, und so krampfhaft ballten sich seine Hände, als ob er schon im Begriffe gewesen wäre, mich, falls ich nicht günstig über seinen Sohn ausgesagt hätte, zu erwürgen.

„Suachts mi wieder amal hoam!“ sagte er. „Jatz hab’ i mit dem z’verhandeln!“

Er kniete neben dem Tisch in der Ecke nieder vor dem Crucifix und betete leise. Seine schmalen Lippen bewegten sich fortwährend. Er schien meine Anwesenheit vergessen zu haben. Die Schatten der Dämmerung huschten durch die unfreundliche Stube. Ich öffnete die Thür und entfernte mich durch den dunklen Hausflur.

Es war mir, als ob eine Centnerlast von meinem Herzen gefallen wäre. Noch einmal schaute ich im Vorübergehen durch das niedere Fenster. Da lag der Alte

noch auf den Knien, und das leise Gesumm seines Gebetes klang zu mir heraus.

Die Andacht in der Kirche war zu Ende, und ich sah aus der Ferne den „Hut" mit einem großen Gebetbuch, die Augen züchtig zu Boden gesenkt, seines Weges wandeln.

Ich aber ging nicht mehr durch das Dorf, sondern nahm meinen Weg querfeldein. Eine große, graue Wolke, die über dem Gebirge lagerte, schien mir fast Isewinkel's Gestalt zu haben. Ich sträubte mich gegen diese Vorstellung. Aber immer wieder mußte ich an den alten Mann in dem einsamen kleinen Hause denken, an den alten Mann von vierundachtzig Jahren, der seinen zu lebenslänglichem Kerker verurtheilten Sohn erwartet, damit er ihm haushalten helfe und ein braver Mensch werde ....

's Hascherl.

An der Berglehne liegt ein kleines hölzernes Bauernhaus. Das Dach hängt windschief über die Fenster des ersten und einzigen Stockwerkes. Es würde vielleicht nicht schaden, wenn man es mit Stricken befestigte, damit es der Sturmwind nicht von dannen trägt.

Die Mauern sind baufällig und zeigen bedenkliche Risse. Die Fensterstöcke sind morsch. Ein recht elendes Haus ist es, in dem es wohl kaum verlockt zu wohnen. Dennoch wohnen arme Häuslerleute drinnen, ein Ehepaar mit einem vollgemessenen Dutzend Kinder. Vier davon sind freilich schon im Dienst bei den benachbarten Bauern als Hüterbuben und Stallburschen.

Acht Kinder aber sind noch im Hause. Das älteste ist acht Jahre alt, das jüngste liegt noch an der Brust der Mutter. Der Herrgott hat gar genau gezählt, daß jedes Jahr wieder ein neues Leben in das Haus kam.

Der Krippler Bartl, der mit seinem Weibe, der Kathl, das Haus bewohnt, arbeitet bei den Bauern im Taglohn. Die Kathl näht und flickt für die Bauernweiber, soviel ihr eben die Hausarbeit und die Kinder Zeit dazu lassen.

Die Familie bringt sich recht und schlecht durch. Fleisch trägt es nun allerdings das ganze Jahr nie, nicht einmal am Ostersonntag. Und wenn die Kinder zu den gesottenen Erdäpfeln, die sie am liebsten gleich sammt den Schälen verzehren würden, ein Schüsselchen Milch bekommen, dann herrscht heller Jubel.

Das älteste Kind unter denen im Hause ist ein Mädchen, die kleine Lisi. Man heißt sie im Dorf nur allgemein: „'s Hascherl."[1]) Und ein armes Hascherl ist die Lisi auch. Seit sie auf der Welt ist, hat sie noch keinen gesunden Tag erlebt. Schon als das Diandl geboren wurde, mußte man ihm die „Frauentaufe" [2]) geben, weil das arme Würmchen jeden Augenblick zum Auslöschen war.

Wäre wohl besser gewesen, wenn es der Gottvater schon damals zu sich hinüber in sein Himmelreich genommen hätte, statt es nun schon das achte Jahr leiden zu lassen.

„In dem Diandl steckt koa g'sunder Tropfen Bluat nit!" sagten die Leute. So „serbte" [3]) das Hascherl dahin. Vielleicht, wenn es ein Fürstenkind gewesen wäre und berühmte Aerzte und Bäder zur Verfügung gehabt hätte, vielleicht wäre es noch gesund und stark geworden. Aber in der dumpfen Bauernhütte, unter den armen Häuslerleuten, die kaum genug Erdäpfel zu essen hatten, wo sollte da eine Kraft herkommen!

Das Kind war der Augapfel der Familie. Wenn die Kathl irgendwo einen kleinen Leckerbissen geschenkt bekam, barg sie ihn sorgfältig in dem Sack ihres Kittels und brachte ihn der kleinen Lisi heim. Und ein Leckerbissen bedeutete ja da schon ein Stückchen weißes Brot. Die übrigen Kinder fügten sich in diese Bevorzugung ihres kranken Schwesterleins wie in etwas Selbstverständliches. Das gutherzige Hascherl theilte aber seine Bissen immer wieder mit den kleineren, heimlich, wenn es die Mutter nicht sah; denn sonst wurden die Naschmäuler tüchtig ausgezankt.

Es war ein heller warmer Sommernachmittag. Die Sonne beschien das kleine Haus an der Berglehne. Im Garten davor blühten die Nelken. Einige Resedenstöcke entsandten ihren Duft, und eine große gelbe Sonnenblume, der Liebling des kranken Diandls, prangte in ihrer ganzen stolzen Pracht.

Die Lisi saß auf der Bank am Gartenzaun und lehnte ihr Köpfchen müde in die Ecke des Zaunes. Man hatte

---

[1]) armes krankes Ding. [2]) Nothtaufe. [3]) siechte.

sie heraus getragen an die Sonne. Gehen konnte das Hascherl mit seinen verkrümmten kranken Beinen schon lange nicht mehr.

Die Kathl stand am Waschzuber neben der Hausthüre und wusch die Windeln des Jüngsten, dessen Wiege sie neben sich gestellt hatte und von Zeit zu Zeit mit dem Fuß in Bewegung setzte. Eigene Gedanken zogen durch die Seele des armen Bauernweibes, wenn sie von ihrer Arbeit aufsah und die Blicke nach der Lisi im Garten gleiten ließ, die in ihrer Zaunecke zu schlummern schien.

An Alles erinnerte sich die Mutter, was sie mit dem kranken Kind im Laufe der Jahre durchgemacht hatte. Was war nicht Alles schon angewendet worden! Heilkräftige Kräuter hatten die Nachbarinnen aus dem Wald gebracht. Manche brachten auch dem Hascherl zu Liebe einen schon vor vielen Jahren „angesetzten Geist.“ [1]) Die älteren Brüder brachten der Lisi frischen Quellkreß. Der gebe Kraft und Mark in den Knochen. Aber nichts wollte helfen.

Die Kathl überkam jetzt fast ein ehrfürchtiges Gefühl, wenn sie ihr Kind ansah und dabei dachte, daß sie nun bald einen Engel im Himmel haben würde, der mit hellen Augen auf diese Welt und ihr Elend hernieder schaute und auch hernieder schaute auf die armselige Hütte der Häuslerleute an der Berglehne. Dann wird die Lisi als Engel im Himmel die Hände falten und zum lieben Gott beten für ihre Eltern und Geschwister und für Alle, die ihr etwas Gutes gethan hatten auf Erden.

Dann stellte sich die Kathl ihr krankes Hascherl wieder vor mit goldenen Flügeln und rothen Wangen, gesund und frisch. Und wenn sie und der Krippler Bartl, ihr Mann, dereinst auch das Zeitliche gesegnet hätten, würde ihnen in ihrem Kind ein kräftiger Fürsprecher wohnen im Himmel. Und die Lisi würde ihnen entgegen fliegen, ganz verklärt, und sie mit einer silberhellen Engelsstimme willkommen heißen in der himmlischen Seligkeit.

---

[1]) Heilkräuter in Spiritus oder Schnaps.

Solche Phantasien erhoben das arme Häuslerweib immer für einige Minuten über das Elend. Es ist doch gut, daß es einen Himmel gibt, in welchem auch die armen Leute etwas gelten und wo ihnen tausendfach zurückgezahlt wird, was sie auf Erden entbehrt und gelitten haben.

„Wenn's das Hascherl nur einmal überstanden hätte!" dachte sich die Kathl. „Es wäre sein bester Tag." So meinten auch die Leute. Und doch, wenn sich die Mutter das Haus ohne das kranke Kind dachte, wie einsam, öde und leer kam es ihr vor. Hatte sich doch seit Jahren all ihre Sorgfalt, all ihre Liebe und Zärtlichkeit um die Lisi gedreht. Die andern Kinder wuchsen heran wie die Vögel, gesund und unbekümmert um Schmerz und Leid. So schmal auch die Kost war, sie gediehen prächtig. Es schien bei ihnen Alles doppelt auszugeben. Wenn das Hascherl nicht mehr auf der Welt wäre, dachte sich die Kathl, dann wisse sie eigentlich nicht, für wen sie alle die Sorge und Mühe aufwenden sollte.

Lange konnte es mit dem kranken Kind nicht mehr dauern. Die alte Kräutersammlerin, die Morlacher Theres war erst neulich dagewesen. Sie hatte den Kopf geschüttelt und gemeint, da werde es unvermuthet aus sein. Die Kathl und der Bartl möchten das Sterben ja nicht übersehen. So harrten die Häuslerleute denn von Tag zu Tag auf das Ende. War es doch oft, als ob in dem gequälten Körper kein Athemzug und Blutstropfen mehr sein könne. Sonst war auch nichts mehr daran als Haut und Knochen. Aber das Kind konnte nicht sterben und „frettete"[1]) sich von einem Tag zum andern.

Vor der Hausthüre, um die Wiege, auf der Bank „purzelten" die kleineren herum. Im Hausgang spielten zwei der Kinder Versteckens hinter einer alten, roth und blau angestrichenen Truhe.

Die Kathl gebot ihnen, wenn sie allzu laut wurden, immer Schweigen, damit das kranke Hascherl nicht aufwache.

---

[1]) brachte sich kümmerlich fort.

Dann duckten sich die Kinder ganz scheu und schielten nach dem Gartenzaun. Die Lisi wird ein Engerl im Himmel, hatten sie in den letzten Tagen Vater und Mutter unter einander abreden hören. Seitdem hatten sie fast Furcht vor ihrer Schwester. Die Engel kommen ja zum lieben Herrgott selbst, dachten die Kleinen. Und wenn die Lisi dort Böses über sie erzählen würde, könnte wohl gar einmal der „Waberl-Bör“ [1]) mit seiner langen feurigen Zunge, dem großen Schürhaken und der klirrenden Sperrkette kommen.

Das Hascherl auf der Gartenbank schlief aber nicht. Es hatte die Augen nur halb geschlossen und blinzte mit den Lidern, weil es vom Sonnenschein geblendet wurde. Aber müd war es, so unendlich müd, daß es am Liebsten hätte schlafen mögen und wie in der letzten Nacht wieder träumen von der großen Frau mit dem himmelblauen Mantel, in den goldene und silberne Sternlein gestickt waren. Die Frau im Mantel war so gut und freundich gewesen mit der Lisi und hatte ihr ein kleines Schäfchen mit weißen, krausen, wolligen Haaren gebracht, das auf vier Rädern lief. Das Moidele vom Lutzwirth war neulich mit seinem älteren Bruder am Gartenzaun vorbeigekommen und hatte ein solches Schäflein gezogen. Seitdem ging das Spielzeug dem kranken Diandl nicht aus dem Kopf. Seiner Mutter wollte es aber nichts davon sagen; denn so gescheit war die Lisi schon, um zu wissen, daß eine solche Herrlichkeit Geld kostete, viel Geld. Ja, wenn die Sonnenblume im Garten zu Gold geworden wäre! Aber die blieb die alte Sonnenblume. Und das war schließlich der Lisi auch lieber; denn sonst wäre sie gewiß nicht mehr lange im Garten gestanden.

Jetzt kam aber das „Pechmandl“ wirklich mit seinem großen Topf voll Waldpech und verschloß dem Diandl die Augen, daß es seine Lider nicht mehr heben konnte. Es sah noch seine weißen Finger, die gar so schmal waren

---

[1]) eine Art Krampus.

und sich gar so licht von dem dunkelbraunen Kleide abhoben; dann schlief es ein.

Die Krippler Kathl war in die Stube gegangen und fegte mit einem Besen, um den sie einen nassen Fetzen gewunden hatte, den Boden. Man erwartete heute noch einen vornehmen Besuch. Die alte Hausrainerin aus dem Nachbardorfe wollte kommen. Das war die „Taufgodel“[1]) der Lisi. War ein recht barmherziges Weib, die reiche Hausrainerin. Sie selbst hatte nie Kinder gehabt, ihr Mann war in jungen Jahren gestorben. Die Hausrainerin wurde von allen armen Bauersleuten in der Umgebung angegangen, wenn es galt, ein Kind aus der Taufe zu heben. Diese Bitte war von der Hausrainerin niemals abgeschlagen worden, und so war sie bald mit dem halben Thale geistlich verwandt. Man baut sich mit Pathenkindern eine gar feste Stiege zum Himmelsthor, pflegte die Bäuerin zu behaupten. Es verging kein Jahr, in dem sie nicht ein paar neue Stufen an ihrer Himmelsstiege gebaut hätte. Die Lisi war gerade ihr dreißigstes Pathenkind.

Der Besuch der Hausrainerin galt heute einem besonderen Zweck. Im Tiroler Volke wurzelt fest der Glaube, daß ein Kind nicht sterben könne, wenn es nicht noch einmal seine „Godel“ oder seinen „Göden“[2]) gesehen hätte.

Es wurde spät am Nachmittag. Die Lisi schlief noch immer. Die Luft möchte dem Hascherl doch zu stark werden, meinte die Krippler Kathl und trug das Kind, ohne daß es erwachte, in die Stube zurück. Dort machte sie ihm auf der Ofenbank mit einigen Pölstern ein Lager zurecht. Die Lisi war so gern auf der Ofenbank. Im Winter war das, wenn das kranke Diandl außer Bett sein konnte, immer ihr Platz. Es fror sie stets. Und da war es so heimlich neben dem heißen Ofen. Jetzt, da die Sonne das Geschäft des Einwärmens besorgte, mochte die Lisi ihrem alten Freund dennoch nicht untreu werden.

---

[1]) Taufpathin. [2]) Taufpathe.

Die Kathl räumte noch Einiges in der Stube auf und wischte mit der Schürze öfters über die Fensterscheiben. Die Hausrainerin mußte Alles sauber finden. Sie war „sov'l a ak'rate."[1])

Auf dem Gange ließen sich jetzt Schritte vernehmen, schwere Männerschritte und daneben ein kurz auftappender, fast watschelnder Gang.

„Jessas, Maria! Sie sein's schon!" rief jetzt die Kathl und schob noch geschwind einen Garnknäuel in das Nähkörbchen am Fensterbrett. Dann eilte sie gegen die Stubenthüre und öffnete dieselbe. Der Krippler Bartl, ihr Mann, kam behutsam herein, mit jener, starken und gesunden Menschen eigenen Furcht und Zaghaftigkeit, wenn sie einen Raum betreten müssen, in welchem ein Krankes liegt.

Hinter dem Bartl folgte gleich die Hausrainerin. Sie schnaufte schwer und wischte sich mit einem baumwollenen rothen Sacktuch die hellen Schweißtropfen von der Stirne.

Die alte Bäuerin ist ungemein fettleibig, so daß ihr das Gehen schon eine große Beschwerde bereitet. Ein gutmüthiges Gesicht hat sie aber, die Hausrainerin mit den kleinen klugen Aeuglein, die aus den Fettpolstern ganz lustig hervorgucken, den dicken, fast blaurothen Wangen und dem stattlichen Unterkinn.

Die „Godel" hat sich heute in ihr Feiertagsgewand geworfen. Sie trägt die silberne Kette um den Hals mit der kunstreichen, in gebrochener Filigranarbeit ausgeführten und mit Granaten besetzten Schließe, dazu die Sonntagsjacke mit den rothen, blauen und gelben Stickereien, und den schweren gefältelten Rock, auf den so viele Ellen Tuch daraufgingen, daß man damit ein halbes Dutzend „Weiberleut" kleiden könnte. An den fleischigen Fingern trägt sie goldene und silberne Ringe, darunter auch noch ihren Ehering, der fast schon in das Fleisch hineingewachsen ist. Ihren breiten, schwarzen Unterinnthaler Hut mit den gerade hinausstehenden Krempen, der Schnur und den

---

[1]) eine gar genaue.

Quasten aus weiß glänzendem Silberfaden hat die Hausrainerin schon unterwegs abgenommen und trägt ihn nun an dem Sturmband über'm Arm.

„A weiter Weg da aufi!" keucht die Godel, nach Athem ringend, und stellt einen Stroh-„Zegger" [1]) auf den Tisch. Die kleinen Kinder sind um sie herum und staunen sie an wie ein Weltwunder. Als sie den „Zegger" sehen, sammelt sich ihr ganzes Interesse auf denselben. Der vierjährige Seppl reckt sich sogar auf seinen kurzen Beinchen und sucht das geheimnißvolle Ding an den Handhaben vom Tisch zu zerren, erhält aber ein tüchtiges „Kopfstück" vom Vater. Das Weinen ist dem kleinen Kerl nahe. Aber nein! Weinen, wenn die Godel da ist! Er müßte sich zu Tode schämen. So verbeißt er es.

„Ja, und wie geht's iatz nachher?" schnauft die Hausrainerin, wirft einen Blick nach der Ofenbank, wo die Lisi immer noch schläft, und läßt sich schwerfällig auf einen Stuhl am Tische nieder.

Der Bartl wischt sich mit dem Aermel seiner Joppe die Augen und meint: „Mein Gott, es wird's wohl bald überstanden haben, dös Hascherl."

Jetzt schlägt die Lisi die Augen auf. Sie will sich empor richten, läßt aber ihr Köpfchen gleich wieder müde in die Polster sinken. „Ja, Lisi," sagt die Kathl und geht zur Ofenbank, „kennst sie no, die Godel?" Das Diandl schüttelt stumm mit dem Kopf. Ihre Augen glänzen. Die Godel ist da. Das ist ja schon ein Abglanz vom Himmelreich.

Das Interesse der Geschwister, die sich um den Stuhl der Hausrainerin herumstoßen, gilt nach wie vor dem „Zegger" auf dem Tisch. Jetzt nimmt die Hausrainerin den „Zegger" und setzt sich neben die Lisi auf die Ofenbank. Die Kleinen folgen alle nach.

„Thust fleißig beten, Diandl?" fragt die Hausrainerin. Die Lisi schaut sie und den „Zegger" mit großen Augen an und sagt: „Freilich bet' i, Godel. Zum Schutzengel

---

[1]) Ein Mittelding zwischen Korb und Tasche.

und zum lieben Gottvater und zu der heiligen Muttergottes!"

„Bist a braves Diandl!" meint die Hausrainerin und nimmt ein weißes mit rothen Blümlein verziertes Kopftuch von ihrem „Zegger." Die kleinen Kinder des Krippler Bartl recken sich fast die Hälse aus und schlüpfen der Godel beinahe unter die gelbseidene Schürze.

Die Hausrainerin läßt sich Zeit und kramt eine Weile herum. Dann bringt sie ein großes „Bischkoten"[1]-Herz zum Vorschein und reicht es der Lisi: die langt mit ihren schmalen weißen Händchen darnach, küßt den Rücken beider Händchen zum Zeichen des Dankes und murmelt: „Vergelt's Gott, z'tausendmal, Godel, vergelt's Gott!"

Jetzt bekommen auch die übrigen Kinder jedes einen „Bischkoten" und beißen gleich herzhaft in das süße Gebäck. Die Geheimnisse des „Zeggers" sind aber noch nicht erschöpft. Die Hausrainerin nimmt ein Packet aus ihm, das in grünes Seidenpapier gewickelt und mit einem rothen Bändchen umschlungen ist. Umständlich packt die Godel aus. Das Hascherl auf der Ofenbank glaubt seinen Augen nicht mehr trauen zu dürfen. Das ist ja ganz ein gleiches Schäflein mit echten Haaren, wie sie es beim Moidele gesehen hat. Die Godel stellt das Spielzeug auf einen Polster. Die Lisi will eine Hand danach ausstrecken, zieht sie aber scheu wieder zurück. Das kann doch unmöglich ihr gehören.

„Nimm's lei!"[2] lacht die Hausrainerin freundlich. Hastig faßt es die Lisi, als ob es ihr Jemand nehmen wolle. Und wieder küßt sie die eigenen Hände mit ihren dünnen, verbrannten Lippen und murmelt wohl ein dutzendmal: „Vergelt's Gott in Himmel aufi." Zwei Thränen der Freude rollen über die Wangen des kranken Diandl.

Die Hausrainerin ist wieder zum Tisch zurückgekehrt, auf den die Krippler Kathl eine Schüssel voll Milch gestellt hat. Die Godel müsse halt mit dem vorlieb

---

[1]) Bisquit. [2]) nur.

nehmen, was sie bieten könnten; viel sei's freilich nicht, meint die Kathl.

„Is Alles Gott'sgab'!" sagt die Hausrainerin. Jetzt sitzen sie alle um den Tisch. Nur der vierjährige Seppl schleicht sich nach einer Zeit hinüber zur Lisi. Die Hausrainerin hat unterdessen aus ihrem „Zegger" ein etwa fingerlanges und zwei Finger dickes Ding in der Form einer Kerze hervorgezogen.

„Dös is a Wildnißkerzen!" erklärt die Hausrainerin. „Der Pater Hilarius hat mir im vorigen Jahr etliche g'schenkt, wie er von Maria-Einsiedeln z'rückkommen is. Dö Kerzen is aus lauter hochg'weihte Sachen g'macht und vertreibt alle Hexereien. Wir wollen sie iatz für die Lisi anzünden!" fügt sie leiser hinzu. „Dö Kerzen gibt auch a leichte Sterbstund'."

Mit „Wildniß" bezeichnet das Tiroler Volk alles Ueble und Unerklärliche, so auch eine Krankheit, deren eigentliche Ursachen man nicht kennt und die den Menschen dennoch langsam und sicher dahinrafft.

Die Hausrainerin hatte zum Krippler Bartl und der Kathl schon öfter gemeint: „Weil enkre [1]) andern Kinder so frisch und g'sund sein, kann i's gar nit anders glauben, als daß die Lisi a Wildniß ang'flogn hat!"

Die „Wildnißkerze" wurde auf einen der Leuchter des Hausaltares in der Stubenecke gesteckt und angezündet. Die Kerze hatte keinen Docht. Man brauchte nur ihre Spitze anzubrennen, dann glomm sie langsam weiter.

Ein duftiger Geruch von Weihrauch und anderen Spezereien erfüllte die ärmliche, niedere Bauernstube. Die Lisi, welche zärtlich das Fell ihres weißen Lämmleins streichelte, glaubte in der Kirche beim Hochamt zu sein. Dann wurde sie wieder so müde, so unendlich müde. Die Augen fielen dem Hascherl zu. Es meinte noch im Halbschlummer den Ton der Orgel und das Singen von hellen, feinen Stimmen zu vernehmen.

---

[1]) eure.

Die „Wildnißkerze“ am kleinen Altar brannte, ohne zu erlöschen, weiter. Die Hausrainerin erzählte allerhand am Tische, auch von ihren übrigen Pathenkindern. Wenn die Lisi sterben würde, so wäre das schon das vierzehnte Godelkind, das ihr gestorben sei. Aber so schnell würde es doch nicht gehen, tröstete die Hausrainerin das arme Weib, dem die Thränen in die Augen traten. Bis zum Herbst könne es die Lisi noch leicht machen. Und sie, die Godel, wolle schon öfters etwas Gutes heraufschicken zum Essen für die Lisi: die „Wildnißkerze“ werde wohl auch ihre Schuldigkeit thun.

Es mochte eine Stunde vergangen sein, seit sich Niemand mehr sonderlich nach dem Hascherl auf der Ofenbank umgesehen hatte. Es schien ja so ruhig zu schlafen. Jetzt gieng die Kathl zu ihrem Kind. Eine jähe Angst durchzuckte sie. Dann nahm sie das Diandl auf die Arme. Alles hieng schlaff nieder. Die Kathl that einen Schrei. Das Hascherl hatte es überstanden. Es war todt.

Mit dem Köpfchen nach seitwärts geneigt, hatte die Lisi dagelegen. Die eine Hand hielt noch krampfhaft zusammengepreßt das halbe „Bischkoten“-Herz. Die andere Hälfte hatte der kleine Seppl verzehrt, mit dem seine Schwester noch kurz vor dem Einschlummern ihr Geschenk getheilt hatte. Die andere Hand hielt das Schäflein zum Mund. Es war, als ob es das Diandl habe küssen wollen. Ein seliges Lächeln lag auf ihrem Gesicht.

Nun hatte die Morlacher Theres doch Recht behalten, als sie meinte, man müsse wohl aufpassen, wenn man das Sterben der Lisi nicht übersehen wolle. Die „Wildnißkerze“ und die Taufgodel hatten aber auch ihre Schuldigkeit gethan.

Als das Hascherl am nächsten Morgen in der Stube beim Krippler Bartl aufgebahrt lag und die Bauern und Kinder aus der Nachbarschaft kamen, um die kleine Leiche mit Weihbrunn zu besprengen, meinte einer und der andere, es sei völlig, als ob sich ein Engel aus dem Himmel in den Sarg gelegt habe — so weiß und durchsichtig und dabei so glückselig sah das Gesicht des todten Hascherls aus.

Das Grab der Lisi hat der Bartl mit zwei von seinen Buben, die bereits im Dienst sind, gar stattlich herausgeputzt. Den Erdhügel überkleideten sie mit grünem Moos, in das ein Kreuz aus rothen Vogelbeeren gelegt wurde. Am Boden hatten sie rund um den Hügel herum lauter dunkelbraune große Tannenzapfen — die schönsten, die sie im Walde fanden — halb in die Erde eingelassen. An der Spitze des Grabes prangte ein gleichfalls mit Moos überflochtenes Kreuz.

Das Grab sei „völlig zu fürnehm.“ So arme Häuslerleut' müßten immer „eppes[1]) B'sunders“ haben, meinten ein paar bissige alte „Foaznan“[2]) im Dorf, die an Allem etwas auszusetzen hatten. Es kostete ja nichts, der Grabschmuck für das Hascherl vom Krippler Bartl, als ein wenig Fleiß und Liebe.

---

[1]) etwas. [2]) häßliche alte Weiber.

d' Heilige Stiag'n.

Im Armenhaus der G'moan is a[1]) die alte teppete[2]) Trinl. Wenn d' Sonnen schön scheint und die Welt so recht freundlich und umasonst einwärmt, sitzt die Trinl auf der Bank vor der Thür und strickt an ellenlangen Strumpf. Seit's d' Leut' denken, hat die alte Einlegerin alleweil denselben Strumpf in der Arbat. No nie is er fertig word'n und wird's wohl a nit werd'n, wenn's die Trinl amol außi trag'n in der Totentruchen. Is also weiter koa Aussicht vorhanden, daß sie zu derselbigen Stund' a Paar neue Strümpf' anz'legen kriagt.

Sonst is die Trinl a fromm's Weibsbild, dö unsern liaben Herrgott im Herzen tragt, bei jeder Andacht dabei is und fleißig betet für si selm und für alle Kraxentrager[3]) auf der Welt dazu. Dem Hochwürdigen Herrn Pfarrer schleckt's alleweil völlig die Händ' ab, wann's ihm amal begegnet.

Da sitzt die Trinl an ei'm sonnhellen Tag wieder amal vor'm Armenhaus. Kimmt grad der Rothmüller Seppl z'wegen, a sauberer Bua, den All's gern hat im Dorf. Die Diandlen haben a b'sonders Aug' drauf.

Sagt der Seppl zu der Trinl: „Du Trinl!"

„Ei ja!" moant die Trinl und lacht, daß man ihre Zahnlucken sieht. „Was is es nachher, Seppl?"

„Woast schon 's Neueste!" sagt der Seppl.

„Ah, na! Woher soll i's denn wissen! Is vielleicht gar der Bischof in Brixen g'storben?" Die Trinl laßt

---

[1]) auch. [2]) geistesschwach. [3]) Leidtragenden.

vor lauter Schrecken wieder alle Maschen fall'n, dö sie grad früher mühselig g'nua z'sammklaubt[1]) hat.

„Der Bischof lebt schon no!"

„Gott sei Lob und Dank!" macht die Trinl. „Ja, was is es denn nachher, Seppl, ha?"

„A heilige Stiag'n haben's 'baut in Brixen!" sagt der Seppl.

„Gar a heilige Stiag'n? Ja wie is denn dös nachher?" moant die Trinl und zannt[2]) und bringt's Maul nimmer z'samm vor lauter Freud', daß's wieder was neu's Heilig's gibt af der Welt. Is eh' unheilig's Zeug g'nua umadum, b'sonders dö Libaralen, dö mit'm Tuifl selber im Bund sein und denen d'Hörnlen no beim lebendigen Leib wachsen — da is's schon guat, daß man a heilige Stiag'n a hat — denkt si die Trinl.

Der Rothmüller Seppl laßt sie aber gar nit lang denken und verzählt weiter: „Woaßt, dös is ganz a eigne Sach' mit der heilig'n Stiag'n. Die Stoaner haben's dazu alle aus'm heilig'n Land selber bringen lassen!"

„Wär' nit aus!"[3]) sagt die Trinl. „Schau, schau, gibt's in heilig'n Land Stoaner a!"

„Freili!" moant der Seppl. „Und aus dö heiligen Stoaner haben's d'heilige Stiag'n baut. Gehn darf koa Mensch drüber, grad mit die Knia darfst langsam von einer Staffel zur andern aufi refflen.[4]) Und wenn du bei dem Kniarefflen fleißig und andächtig den Rosenkranz zu der schmerzhaften Muttergottes 'betet hast, g'winnst an vollkommenen Ablaß. —"

„Was d'nit sagst!" fallt ihm die Trinl in d'Röd'.

„Dös is no lang nit Alles. Bist über die letzte Staffel oben, nachher darfst aufsteh'n, und gehst durch an langen Gang, aber alleweil fleißig beten! Am End' vo dem Gang kimmst zu a Thür' mit an Schalter, und durch den Schalter siehst den Abglanz vo der himmlischen Seligkeit!"

---

[1]) zusammengefaßt. [2]) grinst. [3]) Ausdruck der Verwunderung, etwa: „Was Du da nicht sagst!" [4]) rutschen.

„Dös wär' ja gar aus!" zannt die Trinl und zieht in der Freud' alle Nadeln aus'm Strumpf. „Ja, aber is denn dös mögli, Seppl! Lügst mi wohl nit an?"

„Was soll i di anlügen!" sagt der Seppl. „I bin ja selber die heilige Stiag'n aufi. Siehst es ja no, i hab' mir die ganze Hosen bei die Knia durchg'wetzt!"

„Ja, ja, dös sieh i schon", moant die Trinl „bist a frommer Bua, Seppl! Aber dös mit der himmlischen Seligkeit is do frei[1]) nit mögli!"

„Warum soll's nit mögli sein?" greint der Seppl ganz fuchti, daß d'Trinl völlig erschrocken z'samm g'fahren is — „Wenn d'Stoaner aus'm heilig'n Land selber sein!"

„Ja freili, freili!" moant die Trinl. „Sei lei[2]) nit glei so rabiat, Seppl. A alt's Leut wia i faßt dös Alles nit so flink auf. Freili, freili, muß es a so sein. Wenn d'Stoaner aus'm heilig'n Land sein — schau', dös hab' i wieder ganz vergessen g'habt — Und wia schaut er denn nachher aus der Abglanz von der ewigen Seligkeit?" fragt sie ganz still und ruckt ganz nahend[3]) zum Seppl zuabi,[4]) der si zu ihr af d'Bank g'setzt hat.

„Liacht is es halt!" moant der Seppl.

„Und sieht man nachher den Gottvater a und die vierzehn Nothhelfer und den Anderl von Rinn und den Simerl von Trient[5])?" fragt die Trinl.

„All's, all's!" bekräftigt der Seppl und macht si auf'n Heimweg.

„Höh![6]) Seppl!" schreit ihm die Trinl nach. „Wo is denn nachher dö heilige Stiag'n?"

Der Seppel draht si no amal um und ruft z'ruck: „Neben der Domkirchen in Brixen dös sell[7]) große Haus hast eh' schon oft g'sehn — da gehst eini und da kimmst schnurgrad hin. Gehn a Masse Leut' eini. Denen gehst nach — und alleweil der Nasen nach und zwischen die zwoa Ohren durch!"

---

[1]) fast. [2]) nur. [3]) nahe. [4]) hinzu. [5]) Beide Tirolische Nationalheilige. [6]) Halt! [7]) dasjenige.

„Ei ja!" lacht die Trinl. „Dank' dir schian, Seppl. An glückseligen guaten Morgen. Vergelt's Gott z'tausendmal, in Himmel aufi — und die armen Seal'n —."

Am nächsten Tag macht si die Trinl wirklich in aller Herrgottsfruah auf, nimmt ihr großes Gebetbuch und ihr'n Rosenkranz mit dö rothen Grallen, legt a feu'rroth's Halstüchel an und a gelb's Füartig[1]) und geaht halt den Weg gegen Brixen.

A Stund' is 's sonst vo Vahrn nach Brixen. Die Trinl braucht aber mit ihr'm tscherketen G'stell[2]) guat drei Stunden.

Jatz is sie vor dem großen Haus neben der Domkirchen. Richtig! Der Seppl is do a braver Bua! Er hat ganz recht g'habt. A Masse Leut' gehn durch die große Hausthür', und Alle haben eppes[3]) unter'm Arm. Dös werd'n lauter Gebetbücher sein, denkt si die Trinl bei ihr selm.[4])

Sie laßt amal dö andern Leut' voraus gehn. Nachher, wie a Weil' Niamd mehr nachkimmt, geht sie a in dös große Haus eini.

Da is sie g'wesen, die heilige Stiag'n. Man hätt's ihr weiter nit ang'sehen. Und wenn sie's mit Sand und a Bürsten amal toll[5]) abreiben thäten, denkt si die Trinl, würd's grad' a nix schaden.

Dabei hat sie si aber schon af d'letzte Staffel hinkniat, nimmt ihre Bet'n[6]) außer und fangt recht fleißig und andächtig mit'm Rosenkranz zur Schmerzhaften an.

G'wundert hat sie 's freili a bißl, daß koa Mensch von dö Leut', dö früher einer sein, auf der Stiag'n kniat is. Sie werd'n wohl derweil no beicht'n gangen sein, denkt die Trinl und betet weiter.

Sie selber is erst am letzten Samstag beichten g'wesen und am Sonntag abg'speist[7]) word'n. A schwere Sünd' hat sie wohl koane auf'm G'wissen. Und für dö paar läßlichen, dö ihr derweil no unterkemman sein, erweckt

---

[1]) Schürze. [2]) schiefen, verkrüppelten Körperbau. [3]) etwas. [4]) selbst. [5]) tüchtig. [6]) Rosenkranz. [7]) communicirt.

sie no g'schwind zwischen dem Rosenkranz eini[1]) vollkommene Reu' und Leid, damit si ja nix fehlt.

Da kimmt wer hinter ihr bei der Thür' eini. Die Trinl schaut si nit um. Sie werd's schon sehen, wer's is, wenn er si neben ihr niederkniat.

Aber da hat sie si amal g'schnitten! Der Wolfbauer is es. Und nit niederkniat hat er si, und nimmt die ersten drei Staffeln glei in ei'm Sprung.

„Ja, Wolfbauer!" schreit ihm die Trinl nach. „Fürcht'st di denn gar nit der Sünd'!"

Der Wolfbauer draht si ganz giftig um, rennt die paar Staffeln wieder z'ruck und moant zu der Trinl hoamlich: „Ob d'still bist oder nit! Daß ös alten Raffelscheiter[2]) Alles ausschnufeln[3]) müaßt's. Is's nachher epper nit gleich, ob man a paar Liter Branntwein mehr in Keller hat oder weniger! Da hast, und iatz sei still und bring's nit unter d'Leut' mit dei'm weiten Maul!"

Dös sag'n und der Trinl an brennliachten Zwanziger in die Hand drucken, war oans beim Wolfbauern. Nachher is er wie a g'jagter Hund die Stiag'n aufi g'sprungen. Die Trinl hat gar nimmer Zeit g'habt, ihm nachz'rufen, daß ihn oben wohl der Teufl selber holen werd'.

Der brennliachte Zwanziger hat sie aber do g'freut, und hat'n glei in an Zipfl von Füartig ein'bunden, die Trinl. Und vom Wolfbauern an Zwanziger, dös is ja gar a Wunder, vom Wolfbauern, der der ärgste Geizkragen is weit und breit!

Die Trinl is kaum auf die zweite Staffel g'reffelt g'wesen, kimmt wieder wer, der Grundlanzer Hias. Und wia ihm die Trinl nachruft, ob er si nit der Sünd' fürcht', weil er halt a über d'Stiag'n aufi is, wia man über a Stiag'n geht — schenkt ihr der Hias wieder an Zwanziger.

Fast bei an jeden Staffel is a neuer Bauer dahergekommen. Und Alle sein's über d'Stiag'n aufi g'stackelt,[4]) als wann's auf einmal bocklutherisch word'n wär'n.

---

[1]) hinein. [2]) häßliches altes Weib. [3]) ausspioniren. [4]) lärmend gehen.

Die alte teppet' Trinl is alleweil giftiger word'n und hat alleweil mehr aufbegehrt, ob si d'Leut' denn gar nit der Sünd' fürchten thäten!

Je gröber sie aber g'wesen is, desto feiner sein's ihr kemman. A Jeder hat ihr was g'schenkt, und Jeder hat was z'murflen[1]) g'habt von sei'm Branntwein im Keller.

Z'letzt hat si die Trinl grad' schleunen[2]) müass'n, ihr'n Zipfel am Füartig auf und zu z'knöpfen, daß sie koan von dö Zwanziger und Sechser verloren hat. Dabei hat sie aber fleißig ihren Rosenkranz weiter 'betet und bei ihr selm g'moant: Meintwegen fahrt's ös alle dem Tuifl in Rachen! I will amal mein Ablaß g'winnen und den Abglanz von der himmlischen Seligkeit z'sehen kriagen!

Hat a richtig bis zum letzten Staffel ausg'halten, die Trinl. Aber a Arbat hat's scho 'braucht bis da aufi! Die Trinl hat g'moant, sie kann nimmer aufstehn, so starr sein ihr d'Füaß' word'n. An der Wand hat sie si heb'n müass'n, bis wieder a bißl Leben in ihre alte Knochen kemman is.

Mit dem Gang hat der Seppl a Recht g'habt, denkt si die Trinl und hatscht[3]) durch'n Gang weiter, betet fleißig dabei und erweckt in aller G'schwindigkeit no amal Reu' und Leid.

Jessas! da is dö Thür' mit'm Schalter iatz a! Der Seppl is do a braver Bua! Vom Schalter geht grad der Morlinser Naz weg, der z'letzt über d'heilige Stiag'n aufi trampelt is, wia d'Trinl schon im Aufstehen war. Macht a recht a traurig's G'sicht, der Naz. Is nit zum Verwundern denkt si die Trinl. Was is er a nit aufi g'reffelt auf die Knia über d'Stiag'n.

Jatz steht die Trinl beim Schalter und macht an langen Hals. Z'sehen hat's aber nix kriagt als a fuchsteufelwild's G'sicht von an alten Herrn mit grüne Aufschläg' auf sei'm Rock.

„Was wollt's denn da?" schreit der alte Herr. „Da wird nix bettelt! Da is a kaiserlich's Amt!"

---

[1]) murmeln. [2]) eilen. [3]) humpelt.

„Ja, i bin halt wegen dem Abglanz — i hab' schon fleißig 'betet —" bringt die Trinl no außer. Da schlagt ihr der alte Herr den Schalter vor der Nasen zu, und die Trinl steht alloan im Gang draußen.

„Dös malefizische Geld!" denkt sie bei ihr selm. „Dös hat mi ganz g'stört im Bet'n. Muaß wohl nit Alles richtig g'wesen sein!"

Da steht af einmal der Armenvater vom Dorf hinter ihr, schlagt ihr af d'Schulter und moant: „Ja, Trinl, was thust denn du da? Hast epper vielleicht a hoamli an Branntwein im Keller?"

„I?" sagt die Trinl und fangt völlig an zwoanan — „an Branntwein? Na, für so nixnutz sollt' mi der Herr Armenvater do nit halten!"

„Woaß schon, woaß schon!" begüetigt sie der Armenvater. „Geh' nur hoam, Trinl. Da bist an unrechten Ort kemman. Da is's Steueramt. Und dös hat seiner Lebtag koan Menschen nix g'schenkt. Heut' haben sie's recht g'neatig[1]) mit der neuchen Branntweinsteuer. Mein Gott, laßt si a nit grad' so g'nau ausmessen. Und wenn oaner a paar Liter mehr Schnaps im Keller hat, als er angibt, d'schwerste Sünd' werd's wohl a nit sein!" Dös letzte hat der Armenvater lei mehr für si selm g'rödt und is si glei über's Maul g'fahren, wia der alte grantige[2]) Herr den Schalter aufg'macht hat.

Die Trinl is den Gang wieder z'ruck und über die Stiag'n abi gangen. Beim Z'ruckgehen hat der Seppl ja nix g'sagt vom Kniarefflen.

's Geld im Füartigzipfel hat ihr völlig gegen die Füaß' g'schlagen. Wie sie auf'm Hoamweg war, is die Trinl langsam draufkommen, warum heut' die Bauern gar so freigebig mit ihr g'wesen wär'n.

Schau, schau, hat die Trinl bei ihr selm sinnirt, mögst es nit von an Jeden glauben, daß er mehr Brannt-

---

[1]) eilig. [2]) übellaunig.

wein im Keller hat, als er angiebt am Steu'ramt. Is do a Sünd'! —

Von dem Geld im Füartigzipfel hat si die Trinl a neu's seidenes Halstüechel 'kauft und an neuen Kampel[1]) und um an letzten Zwanz'ger an ganzen Sack Zuckerkandl und Boxelen[2]) beim Kramer.

Der Armenvorstand aber hat a nit alleweil recht, wenn er schon oaner von dö G'scheutesten is im Dorf. Es kann si treffen, daß man a am Steu'ramt was g'schenkt kriagt! —

[1]) Kamm. [2]) Johannisbrot.

d' Erlösung aus'm Fegfeuer.

Tramt mir da heut' in der Nacht, so hat am letzt'n Sunnti der Grillenhäusler Michl beim Taubenwirth verzählt, i sei im Fegfeu'r g'wes'n. Und a Hitz hat's g'habt, sag' i enk, schier nit zum aushalten. Und wia mir so der Schwitz in hellichte Tropfen abergronnen is — i woaß nit, wia's grad' kommen is — fallt mir mei' Weib ein. I bin so dag'sessen in a vermauerten Zellen, und stockfinster war's.

Hab' i bei mir selm denkt: Ja, mei' Weib, die Moidl, ob's wohl alle heiligen Zeiten amal a Vaterunser für mi aufischickt zum himmlischen Thron? Nachher sein mir wieder die Grausbirn[1]) aufg'stiegen, und i' hab' dran denkt, wie oft i sie g'scholten hab' und g'schlagen.

Dös hat mi da unten in der Fegfeu'rhitz' a so dergramt[2]), daß mir die salzigen Zachern[3]) neben an Schwitz abertröpfelt sein.

G'wiß nix bet't sie für di, koan oanzig'n Vaterunser nit! Hat a Recht! Was hast sie a so traktirt, dö arme Haut, solang d' no an Schnaufer 'than hast!

Der Pfarrer, der Sapperloter[4]), kunnt' schon a was thuan für mi. Hab' ihn oft g'nua beim Karten g'winnen lass'n. War a Spieler a elendiger. Hab's lei[5]) than, damit er do auch a Freud' hat, der Hascher[6]) . . . Ja, Hascher — hab' i mir no 'denkt; bin iatz wohl selm der ärgste Hascher.

---

[1]) Aengsten. [2]) gegrämt. [3]) Thränen. [4]) Teufelskerl. [5]) nur. [6]) Armer Kerl.

Nachher is's in mei'm Oberstübl, im Hirnkastl drein, ganz wunderli worden, als wenn a Regiment Heuhupfer[1]) umanand' tanzt wär'. Af oamal komm' i wieder zu mir und steh' in an weiten Saal voll lauter Gold und Edelg'stoan. Glanzt hat's und g'spiagelt, daß's grad' a Pracht g'wesen is!

In der Mitten von dem Saal is a Thron g'standen. Af dem Thron sitzt a großer Herr. I woaß nix G'scheuters z'thuan, als mi af'n Boden niederz'knian. I muaß den am Thron wohl recht blitzhageldumm an'gafft haben; denn dö paar Andern, dö no im Saal waren, oaner im schönern G'wand als wia der Andere, haben hellauf z'lachen ang'hebt.

Meine liaben Leuteln, da bin i aber fuchsteufelwild und fuchtig[2]) word'n. I hab' dös Auslachen und Abföppeln meiner Lebtag nit leiden mögen, und damals schon gar nit! Aufg'sprungen bin i vom Boden und g'schrien hab' i; „Finken nixnutzige überanand! I will enk schon 's Lachen vertreiben! Schaut's, daß i enk net d'Zähnd' in d'Gurgel abi hau', daß's glaubt's, ös habt's an umdrahten Besen g'schluckt! Da geht's her, wenn's a Schneid' habt's!" I hätt' mi nimmer halten können, und wenn man mi glei in d'Höll' g'liefert hätt'.

Da hat aber der af'm Thron droben ganz wichtig mit der rechten Hand g'wunken, und dö andern haben G'sichter g'schnitten wie a Regenschirmmacher, dem der Wind seine Paradacheln[3]) verwaht hat über alle neunundneunz'g Zäun'. Da thuat der am Thron oben 's Maul auf.

„Liaber Grillenhäusler Michl", hat er g'sagt, „ich bin der Erzengel Soundso — wer könnt' si a dö Nam' alle merken — der liebe Gott hat mich abgesandt, dich auf das Gebet deiner treuen Gattin hin aus dem Fegfeuer zu erlösen. Meine Engel — da hat er auf dö Spotthanslen hindeut't — sollen dich zur ewigen Seligkeit befördern!"

---

[1]) Heuschrecken. [2]) wild, aufgebracht. [3]) Schirme.

„Herrgott! Herrgott!“ hab i g’schrien, „du heilige Veronika! — also do, Moidl, hast mi nit vergessen!“ I hab’ aber nit lang Zeit g’habt zum Red’n und Simaliar’n. Auf oamal packen’s mi, und i fliag’ schon hoch in der Luft.

„Stadli![1]) stadli!“ hab’ i no g’schrien — aber nix g’hört haben’s, und alleweil schneller is es ’gangen. Da sieh’ i ’s Himmelsthor vor meiner. „Stadli, stadli!“ schrei’ i no amal, „wir rennen ja ’s Thor ein! Hört’s mi nit?!“ — Nix hören’s.

Im nächsten Augenblick thuat’s an Kracher, und i glaub’, mei’ Schädel is in Trümmer. „Jatz haben’s mi wirklich gegen ’s Thor g’rennt, dö Lackeln! Na, wartet’s, i werd enk einheiz’n, bald i ’n heiligen Peterl sieh’!“

Dös denk i mir no, da hör’ i mei’ Weib schrei’n: „Ja, Michl, was thuast denn? Bist narrisch?“

I thua d’Augen auf, da lieg’ i vor mei’m Bett auf’m harten Fuaßbod’n und strampl’, als wenn i no durch d’Luft fliaget. Aber dös hätt’t’s sehen sollen, Leuteln, wia i in mei’ Bett g’fund’n hab’!

D’Moidl hat no lang g’schimpft: „Lump b’soffner! Tagdiab!“ Aber i war fein stad und hab’ mir denkt: „Der Tram war iatz a guate Lehr’. Darfst es nit verderben mit der Moidl — im Fegfeu’r unten hat’s oamal a z’große Hitz’!“ —

[1]) langsam.

Marter-Vroni.

An einem trüben Novembertag war es, da ich die alte Brücke zu meinem tirolischen Heimathsdorf überschritt. Der Bergfluß wälzte nach wie vor sein trübes Wasser träg und langsam. Und der heilige Nepomuk am Brückenkopf war mit denselben verdorrten Kränzen aus Vogelbeeren geschmückt wie in meiner Kinderzeit. Vor dem Wirthshaus zur „Rose“ am Eingang des Dorfes stand aber der alte Brückenwirth — wie man ihn nannte — und schmauchte trübe Wolken aus seiner Stummelpfeife, recht im Einklang mit dem trüben Fluß und dem trüben Novembertag.

Und mir war selbst ganz seltsam zu Muthe, als ich den heimischen Boden nach Jahren zum erstenmal wieder betrat. Was hatte ich seither Alles erlebt. Ich mochte daran nicht denken. Es wäre mir zu weh geworden bei dem Vergleich der Kinderzeit in dem stillen Dorf mit den rauschenden Flügeln der Welt, die mich oft unheimlich genug umflattert hatten. Es ward mir allmälig wohl ums Herz. Jeder Athemzug erschien mir köstlich und ein frischer Gruß der langentbehrten Alpenluft.

Was mich wieder in meine Heimath geführt? Eine Laune, eine eigensinnige Anwandlung? Nennt es, wie ihr wollt! Vielleicht war es doch im Grunde des Herzens der unendliche Durst nach Ruhe. Ich hatte in der Welt mit Noth und Mühe gekämpft — und es kam mir oft zu Sinnen, als ob ich vor dem Ziel erliegen sollte.

Damals war ich ihm nahe. Heute habe ich es erreicht. Dennoch wollte ich, es wäre noch die Zeit vor

dem „Damals". Ich will kurz sein; denn je kürzer der Schmerz, desto besser! Und diese Zeilen sind mein Schmerz, der heute noch an meinem Leben nagt.

Damals war ich junger Doktor und legte die letzte Hand an ein kunsthistorisches Werk. Ich hatte Verbindungen und Protektion gefunden. Ich hatte auch mein leidliches Auskommen. Mein Werk vermittelte mir aber die Lehrkanzel für italienische Kunstgeschichte an einer deutschen Universität. Und damals wollte ich zur Vollendung des Werkes Ruhe finden. Eine blitzartige Eingebung bewog mich, diese Ruhe in meinem Heimathsdorf zu suchen.

Ich war vorausgegangen. Mit meinem Gepäck trottete wohl noch ein Bauer langsam und gemächlich in weiter Entfernung rückwärts seines Weges. So stand ich vor dem Einfahrtsthor der „Rose" und konnte mich nicht recht entschließen, das Gasthaus zu betreten. Ich und der Wirth mochten uns mit erstaunten Blicken mustern. Jedenfalls wußte keiner, was er mit dem andern beginnen sollte. Endlich miethete ich ein Zimmer.

Ob ich heute nicht in's Theater gehen wollte, fragte mich der Wirth. Ich bejahte mechanisch. Im Dorf befindet sich nämlich ein recht originelles Bauerntheater, von dem Viele, die es sich mit angesehen haben, rühmende Erwähnung thun. An jedem Sonntag spielt dort eine Gesellschaft, meist aus Bauern bestehend, alte Volks- und Ritterstücke, oder Martyrercomödien. Das Theater selbst aber ist eine große hölzerne Scheune, die Bühne primitiv, das Spiel vielleicht noch primitiver. Dennoch stieg mir bei Erwähnung des Theaters mehr als eine angenehme Jugenderinnerung im Geiste auf. Es waren ja die ersten Schaustellungen, die ich gesehen und deren Urwüchsigkeit und eigenartige Derbheit sich tief in die Seele des Knaben eingeprägt hatten.

An jenem Sonntag im November besagten die mit vielen orthographischen Fehlern abgefaßten Anzeigezetteln an den Thüren und Mauern mehrerer Häuser und am schwarzen Verkündebrett der Gemeinde, daß ein Martyr-

stück aufgeführt würde von dem Leben und dem glorreichen Tod St. Laurenzi — „auf dem Rost gebraten" — wie es in dem kurzen Prolog auf dem Zettel hieß.

Und ich saß, den schrecklichen Knittelversen des Stückes lauschend und die eckigen Geberden der Schauspieler verfolgend, auf der sogenannten Nobelgalerie, einem Emporium gegenüber der Bühne, dessen Bänke sich vor den übrigen durch einen abgeschabten Ueberzug alter staubiger Teppiche auszeichneten. Meine Gedanken waren eigentlich anderswo, als bei Handlung des Stückes. Das Gesicht einer Schauspielerin kam mir bekannt vor. Es war ein junges Mädchen, das ihre Rolle mit unendlicher Hingebung und Schwärmerei spielte. Sie war eine Martyrin, eine Verwandte des Laurenzius und wurde schließlich hinter den Coulissen in Oel gesotten.

Die Schaustellung war Nachmittag. Als ich gegen Abend aus der Scheune wieder in's Freie trat, konnte ich die Gestalt des jungen Mädchens mit ihrem Kranz künstlicher Blumen auf den blonden Flechten und dem rothen Tuchmäntlein um die Schultern, nicht vergessen. Sie stand fortwährend leibhaftig vor mir.

Da wurde sie für kurze Zeit durch eine andere körperliche Erscheinung verdrängt. Er war noch vollkommen der Alte . . . der kleine dicke Mann mit dem zerschlissenen Schwalbenfrack, aus dessen beiden Schößen je ein Brotwecken guckte, und mit dem stets lächelnden zufriedenen Gesicht. Wie oft waren wir Kinder ihm durch das ganze Dorf gefolgt, indeß er den papiernen färbigen Stern an seinem langen Stock drehte und dazu sang. Der alte Sternsinger stand vor mir und öffnete bereits den zahnlosen Mund zu seiner eintönigen Melodie, als ich ihn auf die Schulter schlug und mich zu erkennen gab. Er erinnerte sich noch meiner und meiner verstorbenen Großeltern, bei denen ich als Knabe gewohnt hatte. Der Sternsinger Jakob zog vom Herbst bis in das Frühjahr hinein durch die Dörfer und sang vom Weihnachtsfest und von den drei Königen aus dem Morgenland mit ihrem Stern.

Man ließ ihn gern gewähren; durch dieses Leben eines fahrenden Sängers, wozu er den papiernen Stern an seinem Stab emsig drehte und die Blechbüchse mit den Kupfermünzen schüttelte, verdiente er wenigstens seinen Unterhalt. Im Sommer fiel er ohnedies der Dorfwustung[1]) zur Last.

Ich saß bald mit dem Alten im Gasthaus vor einer Flasche Tirolerweins, und er erzählte ohne Aufhören. Ich fragte ihn wegen der blassen Martyrin im Theater. Da zwinkerte er lebhaft mit den Augen und meinte, es sei die Vroni vom Huber-Andelbauern und sie sei heilig . . . so heiße es wenigstens im Volk, weil sie die heiligen Leute so „leibhaftig“ darstelle. Sie werde wohl bald in's Kloster gehen, für das sie ihre alte Großtante schon als Kind verlobt habe. Der Pfarrer sitze auch immer bei ihr in der Stube und bereite sie wohl auf ihren Beruf vor. Man nenne sie allgemein die Marter-Vroni. So weit der Sternsinger.

Ich hatte mich also nicht getäuscht. Die Vroni war meine Jugendgespielin gewesen. Ich hatte oft mit ihr und anderen Kindern den Ringelreigen geschlungen. Dann saßen wir wieder Beide allein am Wiesenrain unter einem Hollerbusch und wanden nimmer enden wollende Ketten aus den hohlen Halmen des Löwenzahnes, oder wir reihten an einen Garnfaden die rothen Vogelbeeren aneinander. Der Nepomuk an der Brücke hatte uns so manchen Zierath zu verdanken. Ich erinnerte mich jetzt auch, wie wir Kinder die Vroni immer das Nönnele[2]) geheißen, ohne dabei etwas zu denken.

Der Sternsinger war wieder um ein Haus weitergegangen. Ich saß in der dunkeln Wirthsstube. Ich weiß nicht, was mir damals so schwer auf dem Herzen lag. Ich mußte unwillkürlich immer an die Marter-Vroni denken und wie sie für das Kloster versprochen sei. Das kam mir entsetzlich grausam vor, daß das junge Geschöpf, mit dem ich gespielt, in's Kloster solle. Und wie man

---

[1]) Gemeindesteuer. [2]) kleine Nonne.

so unbarmherzig über das Geschick eines Menschen schon von der Wiege an entscheiden könne? . . . fragte ich mich. Und zuletzt dachte ich an ihr blasses Gesicht, das von dem rothen Martyrgewand so sehr abstach — und ich fragte mich, ob die „Heilige" wohl auch glücklich sei — und ob sie nicht an Herz und Gemüth leide durch einen bedrückenden Zwang. Ich fand keine Antwort auf diese Fragen. Das stille Antlitz aber, das ich auf der ländlichen Schaubühne erblickt, nahm mein ganzes Inneres ein.

Du hast eine Knospe gesehen und bist dann gewandert durch die Welt. Dann kehrtest du zurück und sahst die erblühte Rose an einer andern Brust. Und wenn du mit zarten Erinnerungen an der Knospe hingst, wird dich der Rose Entfremdung tief schmerzen.

So ähnlich war mir an jenem Abend zu Muthe in der dunkelnden Stube. Ein Elend begann in mir zu keimen — vielleicht war sein erster Grund der Neid auf die Klostermauern, die meine Jugendgespielin umschließen sollten. Und dann . . . sie sollte nicht heilig sein und der Welt entrückt . . . nein, sie sollte nicht! Wir hatten uns doch einst so herzlich der blühenden und lachenden Welt gefreut, da wir Kinder waren. Und warum sollte es später anders sein? —

Auf meine Fragen aber, die mich peinigten, wollte ich Antwort und Aufschluß haben um jeden Preis. Daher beschloß ich, am nächsten Tag die Vroni aufzusuchen.

Und ich suchte sie auf. Es war noch das alte kleine Haus mit dem verwitterten hölzernen Oberbau. Ich durchschritt den mit Kirschbäumen bestandenen Anger. Auch an der Hausthüre schien noch der nämliche vergilbte geistliche Segen des Apostels Jakobus zu kleben, an dem ich dereinst oft meine Buchstabirkunst geübt hatte.

Ich öffnete die Thüre und trat ein. Aus der Stube zu ebener Erde drang eintöniges Gemurmel. Sie beteten mechanisch auf den Holzbänken längs der Wand an den Fenstern knieend. Ich habe dies sogenannte Beten, unter dem man gähnt und die Leute auf der Gasse beobachtet,

von je gehaßt — denn es schien mir stets, der Herrgott habe keine rechte Freude dran.

Es waren aber vier Leute in der Stube. Ein alter stumpfsinniger Knecht, eine junge Dirn mit groben Gesichtszügen, die Huber-Andelbäuerin und ihr angenommenes Kind, meine Marter-Vroni. Die Leute mußten meinen Eintritt wohl gesehen haben. Sie ließen sich aber in ihrer Andacht nicht stören.

Das blasse Gesicht der Vroni erglühte jedoch purpurroth. Sie drückte den Kopf gegen die Fensterscheiben — und ihre Hände krampften sich ineinander, als ob sie ihre Inbrunst noch erhöhen wollte.

Ich setzte mich auf die Bank beim Ofen und wartete geduldig. Und beobachtete die Vroni, wie sie betete; derselbe schwärmerische Ausdruck lag auf ihrem Gesicht, wie am vorigen Tag, da sie die Martyrrolle spielte. Ja! Ich war überzeugt: das Mädchen betete mit Andacht. Das versöhnte mich mit dem gedankenlosen Murmeln der Uebrigen. Ich sehe gern mit Andacht beten. Es liegt etwas Erhabenes und Eigenartiges in dieser Vereinigung der menschlichen Natur mit dem überirdischen Geist.

Da jetzt ein spärlicher Sonnenstrahl durch die kleinen Fenster brach und um das blonde Haar des Mädchens webte, schien er mir den Heiligenschein der Marter-Vroni zu weben.

Später, als ich mich zu erkennen gab, begrüßten sie mich, mir schien es, mit einer Art scheuen Mitleids . . . wie einen im Sinn ihres Glaubens Verlorenen. Ich bin ja Protestant — und das heißt im katholischen Tirol, der Hölle verfallen sein. Man hat mir nachher erzählt, wie viel schon meine Großeltern wegen ihres evangelischen Glaubens zu leiden hatten.

Es kam kein rechtes Gespräch in Fluß, und ich gieng bald meines Weges.

Ein anderesmal aber traf ich die Marter-Vroni in dem verschneiten Anger vor dem Haus, wie sie gegen einen Kirschbaum lehnte, unter dem wir als Kinder immer Ringelreigen gespielt. Es war der größte Baum von allen.

Das Mädchen aber hieb mit einer Gerte in den Schnee. Sonst stand sie unbeweglich und schweigsam. Sie mochte mein Kommen überhört haben. Erst als ich vor ihr stand und ihren Namen rief, schreckte sie plötzlich und jäh empor und streckte ihre Arme wie abwehrend gegen mich aus.

Ich erfaßte ihre Hände und sprach lange zu ihr. Ich that alle Fragen, die meine Seele quälten. Ich frug vielleicht noch mehr, als ich mir ursprünglich vorgenommen hatte. Wir waren allein in der Abenddämmerung. Die Großtante weilte in der Kirche, der Knecht und die Dirne waren im Berg bei der Holzarbeit.

Sie antwortete mir lange nicht auf meine Fragen. Auch entzog sie mir ihre Hände nicht. Ich sah jedoch, wie ihre Brust krampfhaft arbeitete und ihr Athem flog. Unsere Augen schauten in einander in der Dämmerung . . . unverwandt und lange Zeit. Sie mußten etwas in einander lesen.

Da riß sich das Mädchen plötzlich von mir los, umschlang zitternd den Stamm des Kirschbaumes, drückte ihr Gesicht gegen die harte Rinde und schluchzte herzzerreißend. Dann eilte sie, ehe ich sie halten konnte, gegen das Haus. Auf der Schwelle stehend, hob sie die Hände flehend wie zum Gebete gegen mich und beschwor mich mit leisen Worten, zu gehen.

Und ich ging . . . ging in den Wald, bis mich fror und ich zusammenschauerte in innerer Glut und äußerer Kälte. Es war eine Erkenntniß in mir erwacht — daß die Marter-Vroni namenlos elend sei — und daß ich sie unendlich liebe! — —

Und es dauerte lange Zeit, bis wir uns wieder sprachen. Ein Gruß im Vorübergehen, ein flüchtiger Blick war Alles. Mein Sinnen und Trachten gieng aber dahin, diese Grüße und Blicke zu deuten — wenn dies auch eine unselige Arbeit war, denn es gelang nie, eine tröstende Deutung zu finden.

In's Haus der Vroni kam ich nicht mehr. Die alte Bäuerin hatte mir deutlich zu verstehen gegeben, es könne

dem Rufe des Hauses nur schaden, wenn ein „Lutherischer“ in demselben ein- und ausgehe.

Es war im Dezember. Da sah ich die Vroni, wie sie Wasser beim Dorfbrunnen holte. Während sie das kupferne Schaff füllte, hatte ich Gelegenheit zu ein paar Worten. Ich erfuhr, daß sie am nächsten Tage zu kirchfahrten gedenke nach einer alten Bergkapelle der Jungfrau, genannt zur „heiligen Einöd“. Ich kannte die Kapelle. Sie lag hoch im Gebirg zwischen Felsen. Ein beschwerlicher Weg führte zu ihr. Im Winter mußte er schier ungangbar sein. Daher warnte ich das Mädchen vor den Gefahren dieser Kirchfahrt. Sie sagte aber, es herrsche der Glaube: wer im Winter zu der Kapelle kirchfahrte, der finde am leichtesten Erhörung, weil die Jungfrau so gar verlassen sei in der Einöd droben und das Menschenkind, das sich bis zu ihr wage, beglücke. Sie wolle dort trinken von dem frischen Wasser, der bei der Kapelle entspringenden Quelle — sie hoffe, daß der Born nicht eingefroren sei . . . denn durch dies Wasser bekäme man Stärke und Erkenntniß des Rechten. Damit schied sie von mir.

Ich aber faßte den Entschluß, auch zu dem heiligen Bild in die Einöd zu wandern, vielleicht, daß es sich meiner erbarmte und mir schenkte Stärke und Erkenntniß des Rechten.

Am nächsten Tage ging ich zu Berg, ohne das Wissen meiner Jugendgespielin. Es war ein gefährlicher und schwerer Weg, und ich wanderte wohl Stunden lang.

Das Wetter war hell. Die Sonne glänzte über den Thälern, als ich in die Kapelle trat. Halb zerfallen war das kleine Kirchlein, und die Gewänder der Madonna auf dem Altar verblaßt und ärmlich. Im Betstuhl aber kniete das Wesen, welches mir das Liebste war auf der ganzen Welt. Und ich flehte, da ich leise über die Schwelle trat: Madonna, die so herrlich die Künstler gebildet haben, du Bergmadonna hier in deinem zerschlissenen Kleid, ich sah dich anderswo in prachtvollen Statuen, prunkenden Gewanden, Gold und Geschmeide, auf die Leinwand gezaubert von unsterblicher Hand, und ich gieng vorüber. Doch hier, wo mein Liebstes zu dir betet, und wo sie dich einsam und

ärmlich setzten in die Einöd der Berge . . . hier schlägt dir mein Herz voll Vertrauen entgegen. Du bist ja auch ein Weib gewesen, und ein warmes Herz schlug in deiner Brust. Und jetzt bist du heilig und hehr und kannst schauen in die geheimsten Tiefen der menschlichen Seele. So schau' denn auch in mich und lies den sehnlichsten Wunsch in meinem Innern . . . Madonna, gieb mir das Kind, das hier zu deinen Füßen liegt."

Also betete ich und vergaß, was um mich war. Und auf einmal stand mir das Mädchen gegenüber und sah mich an mit großen Augen. Sie frug nicht, warum ich hieher gekommen und gieng schweigend mit mir vor die Kapelle. Und ich sagte ihr, daß ich Sorge um sie getragen. Da füllten sich ihre Blicke mit Licht. Sie drückte mir warm die Hand.

Dann saßen wir vor der Kapelle und erzählten einander von unserer Kindheit. Es war eine glückliche Wanderung in vergangene Zeit. Ich erzählte ihr von meinem Leben in der Welt und von Allem, was ich erfahren. Sie aber lauschte meinen Worten mit glänzenden Augen. Nur, wenn ich das Gespräch darauf brachte, ob sie wirklich in das Kloster wolle, zuckte sie erschreckt zusammen und sah mich mit unsäglicher Wehmuth flehend an, so daß ich zuletzt über diesen Punkt schwieg.

Der Schnee glitzerte um uns in den Strahlen der Sonne. Allmählich wurde es dunkler und dunkler. Wir bemerkten es lange Zeit nicht, wie wir im Schatten der hohen Felsen saßen. Zuletzt mahnte das Mädchen zum Aufbruch. Wir führten einander an der Hand. So suchten wir den Weg heimwärts. Der Himmel hatte sich umwölkt. Die Nacht überfiel uns. Wir waren verirrt im Gebirg. Hatten wir ja auf den Weg nicht geachtet, als wir Hand in Hand heimwärts gehen wollten.

Endlich saßen wir auf einem Felsblock, inmitten eines kleinen Schneefeldes. Dort wollten wir harren bis zum Morgen. Gegen Mitternacht wurde der Himmel reiner, der Mond brach mit vollem Glanze durch und übersäte uns Beide mit seinem silbernen Licht. Vroni wollte im

Mondlicht den Weg weiter suchen. Ich duldete es nicht; denn das Mondlicht ist trügerisch. Es malt Abgründe, wo keine vorhanden sind, und verdeckt gefährliche Schlünde dem Menschenauge, Wirkliches und Unwirkliches in geheimnißvoller Wirrniß vermischend.

Ein leiser Wind erhob sich, schneidend und kalt. Es rauschte in der Ferne und war so still um uns, daß wir fast das Klopfen unserer Herzen hören konnten. Leichte, weiße Wölkchen staubartigen trockenen Schnees trieb der Firnwind an uns vorüber. Wenn der Schnee unsere Wangen berührte, dann war es wie Tausende von leichten Nadelstichen. Das Mädchen hatte sich dicht an mich geschmiegt. Ich umschlang sie fest mit meinem Arm und hüllte sie in meinen Mantel.

Und während wir saßen in der stillen, kalten Nacht, gestand ich ihr all mein Lieben und Sehnen. Ich sah ihre Augen glänzen in einem eigenthümlichen Feuer. Ich fühlte, ihre heißen Lippen bebend auf den meinen. Ich fühlte wie ihre Arme zitternd meinen Nacken umschlangen und ihre Hände sich falteten. Immer wieder und wieder küßte ich mein Alles auf der Welt. Der immer stärker wehende Firnwind sang unser Brautlied. Und der Mond wob Gestalten auf dem Schnee, schattenhaft, flirrend und huschend, als tanzten sie einen überirdischen Reigen.

Ich hatte ihr gesagt, ich wolle mich in einen Abgrund stürzen, wenn sie mich nicht liebe; denn das Leben sei mir eine Qual, wenn sie nicht mein Eigen wäre. Und sie versprach mein Eigen zu werden und mein Weib, Allem zu Trotz, der Welt und den Menschen.

Beim Frühlicht fanden wir den Weg heimwärts.

Und dann? . . . Dann nahm es ein jähes Ende. Mein junges Glück schlug zu Scherben . . . zu tausend Scherben. Einmal sah ich sie noch in verschwiegener Abendstunde. Sie war aber scheu und seltsam und wollte mich nicht küssen. Sie sagte, sie habe der Großtante Alles anvertraut. Und die Alte habe geflucht, daß sie das Klostergelübde brechen wolle, um sich einem Ketzer anheimzugeben. Ich schauerte zusammen bei diesen Worten, denn ich kannte

die Gesinnung der Alten und wußte, daß Vroni mir verloren sei. Ich suchte mein Lieb zu beruhigen. Es gelang nicht. Ich bat, ich flehte. Und sie weinte, bis sie lachend vor mir floh, als ich sie an mein Herz drücken wollte.

Es war aber ein unheimliches Lachen, dessen geller Ton mich mit Verzweiflung erfüllte.

In den nächsten Tagen sah ich den Pfarrer des Dorfes regelmäßig in Marter-Vroni's Haus Einkehr halten. Ich wußte nicht, warum mir das rothe, feiste Gesicht des Geistlichen in seiner schwarzen, langen Kutte verhaßt war, wie der Tod. In seinen Augen lag, wenn sie mich zufällig streiften, jener harte, feindliche Ausdruck, wie ihn die Mischung von starrem Fanatismus und Weltabwendung nur zu oft erzeugt. Ich wußte, daß der Mann für mich nichts Gutes im Schilde führe. Ich hatte mich nicht getäuscht. Die Heiligkeit meiner verlorenen Braut gieng um im Dorf wie ein Lauffeuer. Sie habe Christum gesehen mit der siegenden Kreuzesfahne. Ich wußte aber, wer ihr den Gekreuzigten gezeigt . . . der nackte Wahnsinn war es.

Ihren Sinn, ihr Gemüth hatten sie gebunden durch ein Gelübde, das sie nie geleistet. Einmal rang sich ihre Seele empor aus der Finsterniß . . . das war in jener Nacht nach der Kirchfahrt. Und dann war es vorüber.

So wurde es Weihnachten. Am Morgen des Weihnachtstages erzählte mir mein Wirth, daß die Marter-Vroni verschwunden sei. Niemand wisse, wohin. Ich suchte sie in der Gegend. Endlich trieb es mich zu der Kapelle der Madonna in der Einöd.

Den beschwerlichen Aufstieg über die Felsen machte ich bereits bei einbrechender Nacht. Es war vollständig Nacht, als ich zu dem Gnadenorte kam. Die Luft war still und rein. Kein Wind hatte sich erhoben. Von der Kapelle her sah ich mehrere kleine glänzende Lichtlein flimmern. Und als ich nahe kam, tanzte Vroni um ein kleines halbverdorrtes Bäumchen, das in dem kargen Felsboden Wurzel gefaßt hatte. Vroni hatte ihr rothes Martyrmäntelein um die Schultern und wildes, theilweise noch

mit Schnee bedecktes Gestrüpp durch ihre vollen Haare geschlungen.

Und sie tanzte und sang dazu das alte Volkslied:

„Glückliche Weihnachtszeit . . .
Christkind in dem goldnen Kleid."

Ich schrie laut auf vor Weh. Sie erblickte mich, stand eine Weile still. Dann floh sie vor mir. Sie lief wie ein gehetztes Reh. Ich eilte ihr nach, ohne sie zu erreichen. Endlich sah ich sie, die Arme weit vorgestreckt, das rothe Tuch in der Luft flatternd, über eine Felsenkante verschwinden. Und ich fand sie in einer kleinen Schlucht, in die ich mir den Weg bahnte — todt . . . . ein seliges Lächeln auf dem blassen Antlitz.

Wie ich damals vom Berge gekommen, weiß ich nicht mehr. Ich fühlte die Last der Todten nicht. Ich lief mit ihr auf den Armen den schlüpfrigen Weg, brach im Schnee ein, arbeitete mich heraus. Es war ein Weg, gebahnt durch die Macht des Wahnsinns und der trostlosen Verzweiflung.

Als ich im Dorf an der Kirche vorübergieng, strahlte Lichterglanz aus derselben. Sie sangen die Weihnachtsmette. Ich eilte vorüber und hob mein zerstörtes Glück gegen die Kirche, als wollte ich die Feier der Weihnacht verbieten.

Da tönten die Glocken der Dorfkirche durch die Nacht. Bei ihrem Schall drückte ich zum letzten Male meine Lippen auf den kalten Mund des Mädchens. Ich stand im Anger vor ihrem Haus. Die Leute kamen von der Mette und empfingen die Martyrin.

Auch mir ist sie eine Heilige geblieben, deren Andenken ewig in mir lebt.

Dem Zirmlehner sei' Buaßpredi.

„Leut', iatz dauert's gar nimmer lang, so geht d'Welt z'Grund'!" sagt der Zirmlehner Hans, a alter Knecht beim Vorderegger-Bauern, der alleweil was z'brummeln hat und dem auf der Welt no nia was recht g'wesen is. „Zeit wär's amal, daß Alle Buaß' thäten! Aber nit g'rad in an Beichtstuahl eini knian und da drinnen eppes[1]) aberhaspeln,[2]) grad' daß man wieder weiter kimmt — dös muaß ganz anders werd'n. Alles muaß vom Grund' auf Buaß' thuan!

„Und weil uns dö G'schicht' amal z'allernächst angeht, woll'n wir a z'erst seh'n, wie's in unserer G'moan steht. Beim Pfarrer fangen wir an. Der Pfarrer wär' sonst ganz kreuzbrav, und hätt' i weiter nix ausz'setzen an ihm. G'rad' d'Meß' lest er viel z'schnell, so daß ihm d'meisten Leut' nit nachkommen können, b'sonders die alten Weiber nit. I g'hör a dazua. Nit zu dö alten Weiber. Beileib' nit! Thät' mi schön bedanken. Aber zu dö Leut' g'hör i, dö die Buchstaben nimmer recht sehen können im Gebetbuch. Und da soll ei'm der Pfarrer do a bißl a Zeit lassen.

„Der Kumprater, der Hochwürdige Herr Koloman, wär' a ganz a rarer Herr. Aber viel z'lang schlafen thuat er in der Fruah. A paarmal haben ihm d'Leut', dö von weiter herkommen, gar Sand in d'Fenster werfen müssen, daß er amal aufg'standen is, Beicht' zu hocken. Im

---

[1]) etwas. [2]) herableiern.

Wirthshaus hockt er mir a bißl z'viel. Und daß er iatz im Dorf a Musi z'sammstellen will, is a nit nothwendig, weil ja, wia g'sagt, d'Welt bald untergeht. Da kriag'n wir nachher Musi g'nua.

„Im G'moanrath sitzen a paar so strittige Söckel,[1]) denen unser Herr beim jüngsten G'richt die Schneid' abkafen wird! Mit'm G'moanvorstand wird man a nit wissen, was anfangen. Dös is so a latscheter Hascher,[2]) den sie nirgends recht werden brauchen können. Für d'Höll' is er viel z'dumm. Die Teufel müßten si z'todt ärgern damit, und da wären's nachher von ihrer Qual erlöst, was nit sein darf. In Himmel kann er schon gar nit kommen, weil er si no nia hat in die Josefibruderschaft eintragen lassen.

„Der G'moanschreiber is a Tuach,[3]) dös den ganzen Tag sauft und den Diandlen a no dazua koa Ruah laßt. Der muaß amal ganz g'wiß in d'Höll und wird am Spieß braten. Und wenn's ihn a so umdrah'n, spielt ihm a krautwälscher[4]) Hausirer mit seiner Ziehorgel auf, daß er's a bißl lustig hat. O, i hab' an Gift auf den G'moanschreiber! Z'reißen könnt' i' n z'lauter Fetzen!"

„Ja, warum denn?" fragt einer.

„Neulich sitz' i a mit im Wirthshaus", moant der Zirmlehner Hans. „Er gießt ein Glas nach'm andern abi in sei' weite Gurgel. Und i hab' zuschauen müssen mit'm trocknen Maul. Glaubst, a einzig's Seidel hätt' er mir zahlt, der schäbige Kuntl!"[5])

„Ja, Hans", fragt einer am Tisch, „wia wird denn dös nachher am jüngsten Tag?"

„Oh, grausli wird's!" moant der Zirmlehner. „Z'erst hebt's amal z'regnen an und regnet allweil fort, viele Monat' lang, bis Alles im Wasser schwimmt. Hunger leiden müssen d'Leut', weil's die Acker üb'rall vertragt. Und nach dem Regen kommt die Hitz'. Da müssen d'Leut' wieder schwitzen und völlig verdursten.

---

[1]) streitsüchtige Kerle. [2]) energieloser Mensch. [3]) Bruder Leichtsinn. [4]) „Krautwälsche" heißt man die Bewohner von Enneberg und Gröden. [5]) Kerl.

Und so lang wird a Hitz' sein, bis Alle ausschauen wia g'selchte Frösch'! Nachher kommt a Weil' nix; d'Leut' müssen zappeln. Dös geht nit grad' Alles af oamal. Und nachher —" der Hias b'sinnt si d'längste Zeit — „nachher kommt wieder a Weil' nix — und wenn dös vorüber is, kommen die Steu'reintreiber. Und zahlen mußt's Doppelte und Dreifache für dein' Grund, den's Wasser vertragen und d'Sonn' verbrennt hat.

„Und wenn's gegen's Letzte geht, kommen die Teufel selber. Dö haben a große Listen mit, in dö sie Alle eintragen, die Lebendigen und die Todten. A Jeder kriagt a Numero, damit später in der Höll' koa Verwirrung nit entsteht und man an Jeden glei z'finden weiß."

„Was kriagst denn du nachher für a Numero?" fragt a altes Vaterl am Tisch.

„I? Gar koane!" moant der Zirmlehner, „weil i bei der Josefibruderschaft bin und schon mei' Numero hab': Dreihundertvierafufz'g! Dös gilt glei für den Himmel a! — Z'letzt kommt nachher unser Herr und schreibt sein' Nam' unter dö Verdammtenlisten, damit nix mehr g'fälscht und auskratzt werden kann!"

Der G'moanschreiber kommt bei der Thür eini und schafft si glei a ganze Maß Wein auf oanmal an. Der Hans wirft an wüethigen Blick auf'n Schreiber am nächsten Tisch und sagt: „G'moanschreiber gibt's a koane mehr. Dös G'schäft b'sorgt Alles der höllische Pelzerbua selm. Stempel gibt's koan, nix mehr gibt's! Alles gilt a so. Und wer auf der Welt heroben z'viel Wein 'trunken hat, muaß in der andern Welt lauter glühenden Schwefel, mit Waldpech abg'schmalzen, fressen!" — Der G'moanschreiber thuat nix dergleichen, schenkt si a Glas voll ein und lacht zum Hans ummi[1]): „Sollst leben, Zirmlehner, i bring' dir's!"

„Ja, was g'schieht denn z'letzt mit Dir?" fragt a Hüterbua, der heut' zum erstenmal im Wirthshaus sitzt mit sei'm Firmgöden[2]) und si ganz groß dünkt.

[1]) hinüber. [2]) Firmpathen.

„Was soll mit mir weiters g'schehen!“ brummt der Hans. „Wenn i eh' alleweil predig', daß d'Welt bald untergeht! Aber glauben will's mir Niam'd. Dös is's Kreuz! Wart't's nur, wenn sie enk erst beim Zipfel haben, nachher werd't's schon no denken auf mi und mei' Röd'!“

Der Zirmlehner zahlt sei' Glasl Enzeler[1]), schießt no an damischen Blick auf'n G'moanschreiber ummi, der mit seiner Maß Wein tüchtig aufraumt, macht si bei der Stubenthür' außi und sagt im Hausgang ganz giftig für ihm selm: „Nit amal von a Maß gäbet er a Tröpfl ab! Hast so Leut' schon amal g'sehen! Aber wart' nur, bald d'Welt z'Grund geht, wird's di schon pippelen[2]) lernen, G'moanschreiber!“

---

[1]) Enzian. [2]) sich dem stillen Suff ergeben.

Der Zaderer.

Hell auf, wir Spielbuab'n! Hell auf, wir Tauglichen! Hell auf, wir Kaiserjager!"

„Hell auf, wir Untauglichen, wir Staatskrüppel!"

Eine Schaar lustiger Burschen zog durch die einzige Gasse eines freundlichen Dorfes im Unterinnthal dem Wirthshaus zu. Die Sonne eines warmen Frühsommertages lachte vom Himmel, und scharf zeichneten sich die Kanten der Berge am blauen Firmament ab. Die Burschen kamen von der Stellung. Kein einziger hatte den Hut mehr gerade am Kopf. Je schiefer er ihn trug, desto mehr Schneid' lag darin.

Der frische Wind spielte mit den „Büscheln"[1]) an den Hutbändern. Volle, dickbauchige Nelken, mit Rosmarin und wohl auch einem Rosenknöspleín zusammengebunden, wechselten mit künstlichen Zierathen aus Goldflinsern und glänzenden Glasperlen.

„Aber der Hubern Martl is heut' decht[2]) der sakrischste Spielbua g'wesen! Alle vo der Kamissiun haben's g'sagt, dös gäb' den prächtigsten Flügelmann ab."

„Aber waschen soll er si 's nächste Mal sauberer — sonst stecken sie 'n in's Loch!" ließ sich rückwärts aus der Reihe der „Untauglichen" eine Fistelstimme vernehmen.

Der Martl drehte sich erbost nach dem Spötter um.

„Halt' 's Maul, Schneider," rief der frühere Lobredner des Burschen, „sonst schlagen wir dir dei' ab'brennt's

---

[1]) Sträußen. [2]) doch.

Dorf in Rachen abi, daß es grad' so in Doppelreihen abimarschirt!"

Nazl, der Schneider, grinste den Sprecher mit einer ironischen Fratze an, wobei sein ganzes schwarzes und zerbröckeltes Gebiß zum Vorschein kam, das der Andere mit einem abgebrannten Dorf verglichen hatte.

Man war inzwischen zum Wirthshaus gekommen. Der dicke Bruckenwirth mit seiner ewig schmutzigen Schürze stand vor der Thür und stopfte eben seinen „Nagel", wie man die kleinen kurzen Tabakpfeifen heißt, von denen es stets verwunderlich ist, daß sich der Raucher damit nicht seinen Schnurrbart verbrennt.

„Was rachst denn heut' für a Kraut?" meinte einer der Burschen zum Wirth.

„Feinsten Ordinari!" erwiderte dieser schmunzelnd — „'s Packel um vier Kreuzer!"

„Du Fretter, du geiziger! Wir woll'n heut' lauter lange Zigarren haben!"

„Und an Röthel! Wein her da!" schallt es wieder von anderer Seite.

„Hell auf, wir Spielbuab'n!"

Die Nachhut des Zuges bildete ein junger Bursch mit einem blitzenden „Glanz"[1]) auf dem Hut — zu seiner Seite der abgetrumpfte Schneider und eine andere schlottrige Gestalt. Es war ein alter Kerl, dem die grauen Bartstoppeln im Gesicht standen; ein „speckiger" Filzhut saß auf dem zerzausten Haar. Einen vielfach zerflickten und doch wieder durchlöcherten Rock von unbestimmbarer Farbe hatte er über der Brust mit groben Bindfäden zusammengebunden. Von den Hosen hingen die Fransen. Das Originellste waren aber die Schuhe des Alten — beiläufig von einem Umfang, als ob ein Nilpferd sie bestellt hätte. Dabei schlappten bei jedem Tritt die Sohlen zur Hälfte los und fügten sich knirschend wieder in die Holzstiften

„Grüaß di Gott, Zaderer[2]) Hias!" rief der Wirth.

---

[1]) künstlicher Hutschmuck. [2]) ein zerlumpter Mensch.

Der Alte brummte etwas Unverständliches und ließ sich dann mit seinen beiden Begleitern an einem abgelegenen Tisch nieder. Der „Zaderer", welcher Name ganz auf sein zerlumptes Aeußere paßte, war in der Gegend bekannt wie schlechtes Geld. Er hatte sich sein Lebtag als ein armes Knechtel durch die Welt geschlagen; und da die alten Knochen nicht mehr pariren wollten, wurde er Nachtwächter im Dorf. Ein wenig Pfannenflickerei hatte er in jungen Jahren auch erlernt und verdiente sich mit kleineren Reparaturen manchmal einige Kreuzer.

Bei der Mutter des Burschen, der sich in seiner Gesellschaft befand, hatte er eine Dachkammer inne, wo der Wind durch die „Latten"[1]) pfiff. Dennoch hing er mit rührender Treue an seinem Heim. Für den Nachtwächterdienst bezog der Zaderer von der Gemeinde jährlich ein bestimmtes Maß an Korn und anderen ländlichen Erträgnissen. Es war nicht allzuviel.

Das blonde Wirthsdiandl, die Leni, setzte eben eine Maß Wein auf den Tisch und wechselte einen raschen Blick mit dem Burschen. Der Martl an einem nächst gelegenen Tisch schien es bemerkt zu haben und meinte spöttisch: „Na, iatz wird's wohl bald aus sein mit Liebschaft und Gspusi[2]) zwischen dem Ferdl und der Leni. Was wird a so a sauber's Madl drei Jahr' lang herwarten, bis ausdient is! Da geht's halt nachher wie alleweil: „Aus'n Augen, aus'm Sinn!"

Der Ferdl biß sich schweigend auf die Lippen. Er war nicht aufgelegt, heute Streit anzufangen. Dafür fuhr aber der Zaderer Hias in die Höhe: „Daß dir der Teufel dei' loses Maul vernagelt! Hast's alleweil offen wie a Stadelthor! Daß der Ferdl nit einruckt, dös weiß i! Der Schulmoaster hat scho 's G'such aufg'setzt!"

„Wird a recht was nutzen, wenn no a Bua auf'm Hof is!" entgegnete der Martl.

„Was, no a Bua! Der Kaßl, glabst 'leicht[3]), der höllische Lapp, der in ganzen Tag umanandsteht wie a

---

[1]) Bretter. [2]) Liebeständelei. [3]) vielleicht.

Patriarch, der Ziegel verkaft. Auf oan Aug' is er blind und af boade Ohren taub, und hatschen[1]) thuat er wie a zaundürre Goas. Koan Rechen danimmt er ordentli in d'Händ'. Nachher is er a Stiefbruder vom Ferdl a no dazua! Sie haben ihn z'erst schon amal in's Leprosenhaus[2]) thun woll'n den Kaßl. Aber da hat er halt soviel bettelt, bis'n wieder b'halten haben!"

„Und decht nit geht's! Justament nit!" schrie der Martl, dem der Wein in den Kopf zu steigen begann, mit beiden Fäusten auf den Tisch schlagend.

„Geh'n thuat's, so wahr i der Zaderer Hias bin! Glabst 'leicht, weil du d'Leni gern siehst und sie dem Ferdl gern abspenstig machest! Dö Zwei werden a Paarl. Dös sag' i — und es kimmt auf meine Wort'! Und nachher thua i a Wallfahrt auf Sant Martin und Wendelin a no, daß es mehr ausgibt!"

„Du, a Wallfahrt thuan!" lachte ein Anderer. „Dir werden die Heiligen grad' auf'm Stühlerl herhocken! Ja, mahlen thuan's dir was. Nachher hast um Sechse Feierabend!"

So gieng es fort, bis sich die Aufmerksamkeit wieder von den Dreien abwandte. Die G'sangeln begannen ...

Und a Kaiserjager
Is a kreuzbraver Mann,
Hat an oanzig's blau's Röckl,
Zieht's alle Tag an! — Holdrioh! — —

In der Abenddämmerung saßen aber im kleinen Hausgarten des Bruckenwirthes der Ferdl und die Leni und hatten viel zu reden. Der Zaderer hielt Wache an dem hölzernen Gartengitter. — — —

Das Kirchlein der beiden Schutzheiligen Martin und Wendelin lag hoch im Berg. Der Anstieg auf dem schlechten, steinigen Weg, der durch viele Waldblößen führte, war ziemlich beschwerlich. Der Zaderer Hias wischte sich mit dem Aermel seines Rockes oft über die

---

[1]) hinken. [2]) Spital für unheilbare Sieche.

Stirne, so sehr trieb die erbarmungslos brennende Sonne den Schweiß hervor. Es war jedoch eine Wallfahrt. Damit tröstete sich der Alte, da er einige Tage nach der Stellung seinem Versprechen nachkam.

Endlich war er an sein Ziel gelangt. In einem kleinen Wäldchen von Lärchenbäumen erhob sich die Kapelle. Die Mauern waren aus Schiefergestein erbaut und schon vielfach verwittert. Auch das alte Schindeldach schien nicht mehr jedem Sturm standhalten zu können. Von einer Lichtung aus genoß man herrliche Fernsicht auf das Thal und die umliegenden Berge. Von nahen Bergweiden klang halb verschollen das Läuten des Viehes. Sonst war es einsam droben. Nur in den Lärchen trieb hie und da ein Krummschnabel sein munteres Wesen. Zu Zeiten drang auch aus den benachbarten Waldtheilen das Singen der Tannenmeise — Zalvizida . . . Zalvizida! . . . — oder es ließ sich ein Specht vernehmen, den der Volksmund so bezeichnend „Baumhackl" genannt hat.

Der Zaderer sah sich eine Weile um. „Uebel haben's dö zwei Heiligen da heroben nit!" brummte er — „a prächtige Aussicht. Wenn's dafür nur auch a Einsicht hätten. Sonst soll do —!" Er vollendete seine Rede nicht, sondern spähte in den dämmerigen Raum der Kapelle. Kein Mensch befand sich in derselben. „Is gut, daß wir allein sein", sagte der Hias, „da laßt si viel besser und eindringlicher reden." Er zog zwei Wachskerzen aus seinem zerrissenen Kittel. Vor dem Altar war eine Art Tisch mit runder Platte aus Blech aufgestellt. Eine Reihe Spitzen, auf denen man die Kerzen zu befestigen pflegte, erhob sich aus derselben. Der Hias war bald damit fertig. Die Kerzen brannten hell. Trotzdem sie feststaken, hielt sie von Zeit zu Zeit der Zaderer mit seinen Händen krampfhaft. Und nun betete er, auf die zwei geschnitzten Heiligen am Altare blickend, wohl über eine Stunde eifrig, die „Grallen"[1]) seines Rosenkranzes rastlos durch die Finger gleiten lassend. Als das kirchliche Gebet zu Ende

[1]) Kugeln.

war, meinte der Hias, er könne wohl auch sonst noch etliche Wörteln zugeben, damit er mit den Heiligen völlig im Reinen wäre.

„So, iatz habt's g'hört, was i eigentli will!" sprach er. „I glaub', ös habt's mi verstanden. Und iatz möcht' i mit enk noch a Wörtel im Vertrauen reden. Wenn's ös Zwei mitanand an einzig'n Menschen nit helfen könnt's, so habt's mi heut' zum letzten Mal g'sehen! Koan einzig's Mal komm i mehr aufer. Und koa einzig's Vaterunser bet' i enk mehr! Und in der ganzen Gegend verschrei' i enk! Und die Schand' thua i enk an, daß i enk bei der Nacht nimmer ausruf': I bin der Nachtwachter. Werdet's mi wohl kennen? G'hört habt's mi g'wiß schon. Und daß i no was sag: dö zwei Kerzen da haben mi anderthalb Gulden kostet. Geld hat so a Zaderer wie i nit außi z'werfen. Es sollt' schon was nutzen. Sonst, wenn ös ganz harthörig sein wollt's, nachher sagt's es lieber glei; nimm i dö Kerzen wieder mit. Is no mehr als die Hälfte übrig. Sein echte Wachskerzen. Da schaut's amal! Und wenn's ös nit glaubt's, könnt's abi geh'n fragen zum Kramer, wo i sie 'kauft hab'. — Und voriges Jahr habt's ös Beide mi do a brauchen können, wie i enk den kupfernen Weihbrunnkessel da ausg'flickt hab', der schon voller Löcher war wie's reinste Sieb. I hab' a gutes Stück Arbeit g'macht damit. Der Kessel halt't enk no a paar hundert Jahr' aus, wenn i schon längst verfault bin. Begehrt hab' i nix dafür. Hab' denkt, man weiß nit, wie man zwei so große himmlische Herrn amal brauchen kann. Und richtig brauch' i enk iatz! I bin enk lang nimmer 'kommen mit an Anliegen. I hab's nie g'macht wie a Theil Leut', dö wegen an jeden unrechten Schnaufer zu enk aufi rennen und enk d'Ohren voll sumsen . . . Dös zieht's schon a in Betracht, Heilige: Es is soviel a weiter und elendiger Weg da aufi zu enk. Und meine Knochen sein schon ganz alt und klapprig und heben um und um nimmer z'samm. Spaß is's koaner, da aufi z'kraxeln. Dös wird enk do einleuchten? Nit? Wenn's dicke Ohren machen thätet's, wär's do die reinste

Bosheit! I könnt's enk meiner Lebtag nit verzeih'n! Den Kessel müßt's mir nachher zahlen und die zwoa Kerzen a no dazua ersetzen! Mir wachsen die Guldenzettel nit beim Aermelloch außi! I bitt' enk halt recht schön, und habt's mir nix für unguat! Jatz b'hüat enk Gott und vergeßt's ja nit auf'n Ferdl und auf die Leni! Wann i's Geld hab', könnt's nachher völlig no amal zwei Kerzen tragen!" Damit wandte sich der Alte zum Gehen und schritt zur Kapelle hinaus. — — —

Die Wallfahrt des Zaderer Hias hat gewirkt. Vor dem Einrückungstermin im Oktober kam das vom Lehrer aufgesetzte Gesuch mit der Erledigung zurück, der Ferdl sei vom Militärdienst frei, da er seine erwerbsunfähige kranke Mutter zu erhalten habe.

Im Frühjahr wurden der Ferdl und die Leni ein Paar. Der Zaderer hatte bei ihnen gute Zeiten und in einem nagelneuen Lodenrock Knopflöcher statt der Bindfäden. Die Leute hatten aber auf ihn seit seiner glücklichen Wallfahrt viel Vertrauen, und er mußte Sant Martin und Wendelin noch in allen möglichen anderen Anliegen heimsuchen. Wenn man ihn fragte, wie er es denn anstelle, meinte er geheimnißvoll: „Ja, man muaß halt damit z'reden wissen!"

Den Nachtwächterdienst hat er nicht aufgegeben. Das Ausrufen sei er den beiden Heiligen schuldig. So sang er denn nach wie vor:

„Lost[1]) auf, ihr Leut', und laßt enk sag'n,
Der Hammer hat Zehni g'schlag'n! — Zehni!
Paßt auf das Feuer und das Liacht,
Daß Gott und unsre liabe Frau,
Sant Martin und Sant Wendelin uns wohl behüat',
Gelobt sei Jesus Christ!"

---

[1]) Horcht!

Am Freithof.

Es war ein ruhsam stiller Sommerabend. Kaum ein Lüftchen regte sich. Die Sonne schickte sich bereits an, hinter den waldigen Bergen zur Rüste zu gehen. Noch tanzten die Mücken in ihrem Scheine, als ob es für sie überhaupt kein Abendwerden gäbe. Auf den Wiesen und Aeckern wurde noch rüstig gearbeitet. Das kleine Dorf war wie ausgestorben.

Ich kam eben von einem Waldspaziergang zurück. Mein Weg führte mich zum Freithof. Einsam lag die Stätte der Todten. Das niedere Gitter knarrte in den Angeln. Auf den Pfaden und vielen Grabhügeln wuchs das Gras. Gelbe Löwenzähne sproßten dazwischen. Hie und da wohl auch ein Vergißmeinnicht.

Viele Erdhügel waren wieder besser gepflegt und mit all der einfachen Zierde ausgestattet, die dem Bauern zur Verfügung steht. Dort zog sich um den theuern Platz ein kleiner Zaun aus Weidenruthen, hier waren färbige Glasscherben an deren Stelle getreten.

An jenem Hügel bei der Kirchhofsmauer war ein duftiger Resedenstock mit dem Geschirr in die Erde gesteckt. Morsche und in den Boden halb versunkene Holzkreuze wechselten mit hölzernen, nach oben spitz zulaufenden Votivtafeln, die am oberen Ende das primitive Bild eines Schutzheiligen oder eine Darstellung der armen Seelen im Fegefeuer trugen.

Einzelne Holzkreuze hatten wieder ein ganz neues Aussehen. Das Blechschild mit dem Namen des Ver-

storbenen glänzte im Sonnenschein, und die braune Farbe des Kreuzes war noch frisch lackirt. Reichere Bauern ließen oft recht kunstreich ausgeführte Kreuze aus Schmiedeeisen auf das Grab setzen, mit krausen Arabesken, abenteuerlichem Blattwerk, Stengeln und Zweigen. Wenn es neu war, war das Alles noch recht hell und bunt mit den grellsten Farben bemalt. Das schreiendste Roth wechselte mit röthlicher Vergoldung, grasgrünen und hellblauen Farbentönen. Wenn einmal ein paar Jahre Wind und Wetter darüber hinweg gezogen waren, sah das freilich recht abgewaschen und öde aus. Der braune Rost ergriff immer mehr und nachhaltiger Besitz von dem, was früher in lichten Farben geprangt hatte.

Das Einzige, was an solchen Kreuzen von der Kunst des Malers oft noch zurückbleibt, ist das Votivbild, das in einer Art eisernen Kastens vor der Unbill des Wetters geschützt ist. Der schmale Kasten, welcher gewöhnlich seinen Platz da findet, wo die beiden Balken des Kreuzes zusammen treffen, ist durch ein eisernes Thürlein verschlossen, dessen Riegel Jeder zurückschieben kann, um Namen, Geburts- und Sterbetag des unten ruhenden Todten zu erfahren. Ein frommes Sprüchlein wird mit darein gegeben. Das Gemälde stellt außer Heiligengestalten ebenfalls häufig die armen Seelen dar. Mir ist es oft aufgefallen, daß diese armen Seelen fast durchwegs weiblichen Geschlechtes sind. In roth empor züngelnden Flammen sehen wir bis zu den Hüften entblößte Frauengestalten mit langen Haaren, die Arme flehend erhoben. Ueber den Flammen schwebt dann meistens in einer Wolke Gottvater. Das Auge der Dreifaltigkeit schließt das Bild nach oben ab. Die Thürlein vor demselben werden nicht immer sorgsam geschlossen. Wenn sich ein stärkerer Wind erhebt, drehen sie sich in den Angeln und verursachen jenes eigenthümliche, klägliche, winselnde Geräusch, das schon Manchem Schrecken einjagte. Das Knarren einer alten Wetterfahne ließe sich vielleicht am ehesten damit vergleichen. Nur, daß sich auf unserm einsamen Freithof die verschiedensten Töne vom Kreischenden bis zum sanft Klagenden vermischen und auf

diese Weise oft ein ganz seltsames Concert geben — wie Stimmen, die streiten, dann wieder überein stimmen, zuletzt klagen und stöhnen, um wiederum von neuem den Streit zu beginnen.

Grabsteine gibt es wenig auf dem Freithof meines Bergdorfes. Fast nur die geistlichen Herren, die in der Gemeinde ihres Hirtenamtes walteten und dort verstarben, besitzen einen solchen. Diese Steine befinden sich aber nicht im Freithof selbst, sondern sind in Gestalt mäßig großer viereckiger Marmortafeln zu beiden Seiten der Kirchenthüre in die Mauer eingelassen. Einer hat über dem andern seinen Platz gefunden. Oft bilden sie eine lange Reihe, so daß man die Inschriften der obersten kaum lesen kann. Es gleicht einer dem andern. Oberhalb der Grabschrift, die oft auch lateinisch abgefaßt ist, trägt jeder den Kelch mit der Hostie. Bei den neueren Steinen ist die Vergoldung der von der Hostie ausgehenden Gnadenstrahlen noch besser erhalten.

In eine Ecke des Freithofs haben sie einen uralten Grabstein geschleppt. Kein Mensch weiß, wo er früher gestanden hat oder wer unter ihm den ewigen Schlaf schlummerte. Er hat seinerzeit jedenfalls Platz machen müssen. Und heute weiß man von denjenigen, welchen er dereinst Platz machte, ebenfalls nichts mehr. Das Moos ist über den Stein gewachsen. Die Inschrift ist verlöscht. Nur am Grunde kann man noch den frommen lateinischen Wunsch lesen: „O viator, mente pia quinque legas Ave Maria!“ (O Wanderer, bete frommen Herzens fünf Ave Maria!) Die Bitte ist so rührend und kindlich durch ihre Zahlenangabe. Die Nachkommen des Verstorbenen, welche ihm vor Zeiten den Stein setzen ließen, schienen genau zu wissen, wie viel Zoll an Gebet die arme Seele noch bedurfte. Jetzt saß auf dem Stein ein etwa dreijähriger Junge, dem ein Hemdzipfel rückwärts aus den faltigen Lodenhöslein guckte, und pfiff auf einem rostigen Schlüssel.

Als er mich erblickte, kam er eilends auf mich zu. Wir waren längst gute Bekannte und Freunde. Ich solle ihm den „lustigen Tirolerbua“ auf seinem Schlüssel pfeifen,

meinte er. Ich willfahrte dem Seppele vom Ifingerbauern. Der kleine Bub klatschte in die Hände und stampfte mit seinen kurzen Beinchen den Takt dazu. Dann begehrte er seinen Schlüssel wieder zurück und meinte in seiner ungefügen kindlichen Sprache: „Jatz kann's i's a, den Tilola Bua!" Den Schlüssel an die Brust drückend, als fürchtete er, ich möchte ihm denselben nehmen, ging der Seppele heimwärts.

Ich war nun ganz allein im Freithof. Die Sonne ging soeben unter. Die Kreuze warfen lange Schatten. Die Mücken verloren sich. Kein Laut weit und breit. Mir kamen allerlei Gedanken. Was liegt da unter dem Erdreich Alles begraben! Einfache, schlichte Menschen, die oft ihr Leben lang nicht aus dem Thal gekommen waren, denen ein Tag verstrich wie der andere in Arbeit und Sorge um das tägliche Brod. Höchstens brachten die kirchlichen Feste eine Abwechslung in das Einerlei. Sodann ging es wieder den alten Tanz weiter. Und dennoch hatte das Alles gelebt, empfunden, sich gefreut und gelitten. Eine kleine, ganz kleine Welt war Zeuge dieses Seelenlebens. Viele mochten auch da drunten liegen, die Kriegsfährnisse, Kampf und Sieg durchgemacht hatten. Ein Krieg schlägt ja bis in das weltentlegenste Gebirgsthal seine empörten Wogen.

Wir, die wir mitten in der Welt leben, glauben jeden Tag etwas zu erleben und wüßten oft viel zu erzählen. Woher kämen sonst die Legionen von Memoiren, Tagebüchern, Erinnerungsblättern u. dgl.! Frägst du irgend einen alten Bauernknecht nach seinen Erlebnissen, so wird er oft Anfangs recht wortkarg sein und meinen, von ihm ließe sich nicht viel erzählen. Er habe „halt g'rackert und g'schunden", so lange er auf der Welt sei. Seid ihr aber erst besser mit einander bekannt geworden, weißt du dich in Gedanken und Empfinden des Volkes hineinzufinden oder bist du selbst aus ihm hervorgegangen, so kannst du von dem einfachsten Bauern oft die interessantesten Dinge zu hören bekommen. Veteranen vom Jahre Neun werden in Tirol wohl fast gar keine mehr

sein. Es müßte denn dort und da ein steinaltes Greislein in den Neunzigern existiren, das noch als Bub mit gegen die Bayern zog. Vom Landsturm des Jahres 48, von den Kämpfen im 66er Jahre kannst du aber noch Manches hören. Der jüngere Nachwuchs weiß von dem bosnischen Feldzuge zu erzählen. Ein alter Knecht weiß vielleicht noch von dem Kaiser Ferdinand zu berichten. Einen traf ich auch einmal, der im Jahre 48, als der Kaiser nach Tirol flüchtete, mit dabei war, da sie ihm in Mühlau die Pferde ausspannten und ihn bis zur Innsbrucker Hofburg zogen. Der freundliche Herr soll damals arg erschrocken sein und schier gemeint haben, es wären Rebellen, die ihm an Leib und Leben wollten.

Ein anderer, der beim Kaiser Ferdinand in Prag als Kutscher gedient hatte, erzählte mir von einem kunstvollen Guckkasten, den der Monarch in seinem Schlafzimmer stehen hatte und vor dem er oft lange saß. Der Kasten enthielt unter anderem ein Bild des Schlosses Ambras bei Innsbruck. Wiederum weiß ein alter Knecht etwas vom Erzherzog Johann zu erzählen, dessen Andenken in Tirol fast ebenso populär ist, als das Andreas Hofer's. Solches ging mir durch den Sinn an jenem Sommerabend im Freithof. Und ich dachte, wie viele Erinnerungen da drunten eingesargt sein mögen und wie bald die Träger von Erinnerungen an uns noch näher liegende bedeutsame Zeiten auch von der Erde gehen und einer glückseligen Urständ entgegen harren. Auch mancher Bauer, um den sich Niemand kümmert, ist ein lebendiges Stück Chronik, das meistens unbeachtet bleibt oder doch nicht weiter hinaus dringt über die engen Grenzen seines Alltaglebens.

Wie einfach und verwandt mit menschlichen Verhältnissen stellt sich doch das Landvolk den Tod vor.

Recht getröstet starb in unserem Bergdorf vor kurzem ein armes altes Bäuerlein. Als ihm der Cooperator die Sterbesakramente gespendet hatte, fragte es ganz launig: „Was meint's ös, was der Herrgott epper sagen wird, wenn i auf amal daherkimm?" — „O, er wird nit viel sagen!" meinte der Priester. Das Bäuerlein schlief ruhig

ein. Den Herrgott hat es sich wohl immer so ähnlich vorgestellt, wie den Herrn Bezirksrichter, nur etwas größer und breitschultriger und noch viel, viel strenger!

Ein anderes Beispiel für die naive Auffassung des Bergvolkes von dem Tode ist folgendes. Der alte Vater lag in den letzten Zügen. Da kam der Sohn, der ganz verzagt und verzweifelt war, mit einer Flasche Enzian zum Sterbenden und wollte ihn mit den Worten zum Trinken nöthigen: „Trinkt's Vater, trinkt's lei[1]) toll[2]), daß ös a Schneid kriagt's vor'm Gericht Gottes!" Es wäre gänzlich verfehlt, dahinter irgendwelche Rohheit suchen zu wollen. Es ist einer der reinsten Gefühlsausbrüche, die sich denken lassen.

„Ja, was macht's denn heut' da unter die Todten?" rief es auf einmal hinter mir. Es war der Meßmer, der zum Feierabend-Läuten in den Thurm wollte. „Helft's mir g'scheuter läuten! Auf so an Freithof kriegt man allerhand lötze[3]) Gedanken!"

Ich ging mit dem Alten in den Thurm. Einer seiner Buben war auch mit. So läuteten wir den Müden zur Ruhe von der Arbeit. Als die hellen Glockentöne zum Thurm hinausflogen und über das einsame Waldthal schallten und zitterten, wurde mir ganz frei um's Herz. Ich athmete ordentlich auf. In mächtigen Schlägen tönte die große Glocke, als ob sie mit lauter Zunge den wuchtigen alten Glockenspruch über Berg und Thal rufen wollte: Vivos voco, mortuos plango, fulgura frango! Ich rufe die Lebenden, beklage die Todten, bezwinge die Wetter!

Der Meßmerbub, der allein die kleine Glocke läutete, sang dabei das bei uns in Tirol übliche Kinderlied:

Gung, gaung,
Der Pfarrer hangt,
Der Meßmer schreit!
Wo denn? —
Im Thurm ob'n!

---

[1]) nur. [2]) tüchtig. [3]) üble, traurige.

Der Organisten Krust.

Den ersten Sonntag, welchen ich im Hause des Lehrers in meinem stillen weltfernen Gebirgswinkel zubrachte, hat es mir gründlich verregnet. Ich hatte mich in die Waldeinsamkeit geflüchtet, um wieder einmal aufzuathmen von dem Bücherstaub und all dem gelehrten Zeug, mit dem man doch noch kein Mittel gegen den Tod erfunden hat. Beim Ortsschullehrer war gerade eine freundliche Kammer frei. Die miethete ich um ein geringes Entgelt.

An jenem Sonntag wachte ich also recht mißmuthig auf. Den Regen hörte ich an die Fenster klatschen. Der kalte Thalwind heulte draußen. Mich fror es, wenn ich daran dachte, und ich verkroch mich eine Weile unter die Bettdecke, bevor ich mich entschließen konnte, aufzustehen.

Ein trostloser Anblick. Die Nebel jagten sich über den Wald. Der Weg war ausgewaschen und glich einem schmutziggelben Schlammbächlein.

Vom Zimmer des Lehrers herüber ließ sich der Ton eines Klaviers vernehmen. Feierliche Akkorde, kirchliche Musik. Ich wusch mich, warf mich in die Kleider und schlich zunächst in die Küche zu ebener Erde mit ihrem offenen Feuerherd und den rauchgeschwärzten Wänden, um nach dem Frühstück zu sehen.

Nachdem der leibliche Mensch etwas erquickt war, begab ich mich nach dem Lehrerzimmer, in dem es recht lebhaft zugieng. Man hielt eben Gesangsprobe für das Hochamt. Die Diandlen standen abgesondert an einer

Seite beim Schubkasten, die Buaben wiederum für sich beim Klavier. Drei bis vier primitive Notenständer waren aufgestellt. Man übte gerade das «Credo in unum Deum.» Nahm sich ganz seltsam aus, die stämmigen Burschen und frischen, kerngesunden Diandlen in der Sprache des Horaz und Vergil singen zu hören Natürlich verstanden weder sie noch der Organisten Krust (Christian) am Klavier etwas von dem Wortlaut.

Den Organisten Krust hatte ich schon zwei Tage früher kennen gelernt. Er sah eigenthümlich genug aus unter den Uebrigen. Die Burschen trugen zumeist entweder das Gesicht glattrasirt oder höchstens einen Schnauzer.[1]) Dem Organisten Krust wallte ein großer, breiter und pechschwarzer Vollbart auf die Brust nieder. Sein schwarzes Haar war etwas schütter geworden. Die Stirne hatte sich bereits bedenklich nach oben verlängert.

Der Krust saß am Klavier, pfiff die Melodie leise vor sich hin und hackte mit den auffallend langen und dürren Fingern auf die Tasten ein. «Pa-trem omni-po-ten-tem» sang er jetzt den Anderen vor, wobei sich seine Lippen bei jeder Silbe spitzten, als ob er an einer Zuckerzigarre „lullen" würde.

Der Passus wollte gar nicht recht gehen. Besonders fehlte der Tenor fortwährend. «Omni-po-ten-tem!» sang der Organisten Krust. Die Geduld begann ihn zu verlassen. Er sah auf seine Uhr in der gelben Messinghülse. Noch eine Viertelstunde Zeit bis zum Beginn des Amtes, und Alles ging nicht viel besser zusammen wie ein Hahnenconcert.

„Loisl!" rief endlich der Krust zu dem Tenor hinüber. „Sei lieber ganz stad! Dös is ja ak'rat, als wenn man alte Hafendeckel z'sammschlagen thät!" Der Tenor machte ein beleidigtes Gesicht. Er war sich seiner Würde und Unentbehrlichkeit wohl bewußt. Man hatte für den kleinen Kirchenchor keine andere Kraft finden können, welche die Tenorpartie besetzt hätte, als den Loisl. Der Krust meinte

---

[1]) Schnurrbart.

freilich, daß „si unser Herrgott selber d'Ohren zuhalten müßt'", wenn er den Loisl hören würde.

Bei der Thüre kamen die beiden Söhne vom Müller am Bach herein. Der Kruſt warf über sein Klavier weg einen entsetzten Blick auf die Ankömmlinge. Jeder der beiden Müllerbuben hatte eine Nelke hinter das Ohr gesteckt. Als jetzt der Kruſt zu einem fortissimo einsetzte, sang der eine Müllerbub:

Beim Wirth in Peterbründl
Is's lustig und fein,
Und da hört man den Kukuk
Aus der Maßflaschen schrei'n!

Der Kruſt ließ vor Entsetzen die Hände von den Tasten sinken.

Und da hört man den Kukuk
Aus der Maßflaschen schrei'n!

brüllte es im Chor. Selbst die Diandlen sangen mit. Und wieder begann der andere Müllerbua:

Und in Sonntag drei Wochen
Haben's den Tuifl abg'stochen,
Wer Tuiflsfleisch mag,
Soll kemman dö Tag!

Der Kruſt hatte bereits mit einem bitterbösen Gesicht den Klavierdeckel geschlossen und begann die Noten zusammen zu räumen.

Jetzt sang der Loisl und zwar merkwürdig richtig und rein:

Der Bürgermeister vo Betlehem
Hat Hüahneraugen im G'sicht.
Und wenn er a bißl a Dampfl hat,
Noar [1]) g'siecht er völlig nicht!

Dabei schielte der Loisl auf den Kruſt hinüber, der einige große Warzen im Gesicht trug.

---

[1]) nachher, dann.

„Gelt, zu dö Bosheiten verschlagt's dir d'Stimm' nie!" grollte der Krust gegen den Loisl und wandte sich zu den Diandlen: „Daß ös a nit g'scheuter seid's! Jatz soll's gehn, wie's will, i spiel' enk koan Ton mehr vor!" Der Krust wußte es wohl, wenn einmal die „malefizischen" Müllerbuaben da waren, dann ging es mit seiner Autorität zu Ende.

Man stellte die Musikständer in die Ecke, schob die Notenblätter in den Sack. Da war auch die Zeit schon um. Man mußte auf den Kirchenchor zum Hochamt. Es ging Alles so ziemlich glatt ab. Dem Loisl hatte der Krust noch bedeutet, er solle sich „beileib nit[1]) unterste h'n", mitzusingen. Der Loisl ließ sich das auch gesagt sein, summte aber während des ganzen Amtes ein Schnadahüpfl nach dem andern. Er stand den Diandlen am nächsten, so daß die ihn wohl verstehen konnten und während der ganzen Andacht etwas zu „pfnuttern"[2]) hatten. Der Krust an der Orgel hätte den Loisl am liebsten aufgespießt.

Der Krust hatte an jenem Sonntag für den Lehrer, der in der Nachbargemeinde einige Geschäfte besorgte, den Organistendienst übernommen Er half überall im Thale aus, übernahm dort und da ein Todtenamt oder eine andere gesungene Messe, wenn der bestallte Organist und Lehrer gerade nicht Zeit hatte oder nicht sonderlich musikalisch war. Der Krust hatte nie eine Musikschule besucht und außer den Anfangsgründen, welche ihm der frühere alte Organist und Meßner des Dorfes beigebracht hatte, wohl auch nie einen Unterricht genossen. Was er konnte, hatte er selbst gelernt durch eisernen Fleiß und staunenswerthe Beharrlichkeit.

Er stand nun in der Mitte der Dreißiger und bewirthschaftete mit seinem älteren Bruder Hannes einen kleinen Bauernhof an der Berglehne, fast eine Stunde steilen und beschwerlichen Weges ober dem Dorfe gelegen. Wenn er auf Organistendienst auswärts war, mußte eben der Hannes zusehen, wie er mit der Feldarbeit fertig

---

[1]) ja nicht. [2]) kichern.

wurde. Der Krust brachte ja zur Wirthschaft manchen blanken Zwanziger heim. Man konnte das Geld wohl brauchen; denn für die zwei Kühe im Stalle wurde das Futter von den kargen Wiesengründen, welche die beiden Brüder besaßen, meistens schon vor Weihnachten fertig.

Wenn der Krust ein Amt hielt, brauchte er auch den ganzen Tag keine Kost daheim. Das wußte er schon so einzurichten, daß er bei einem Bekannten den Tag über blieb. Dabei gebahrte sich der Organisten-Krust aber stets, als ob er jeden Augenblick aufbrechen wolle. Meistens blieb er aber über Nacht und zum Frühstück des nächsten Tages auch noch. Das fiel Niemandem auf. Jeder fand es für selbstverständlich. Bei Stadtleuten hätte der Krust vielleicht für einen Schmarotzer gegolten. Auf dem Lande werden die Portionen jedoch bei halbwegs wohlhabenden Bauern nicht so genau ausgemessen, daß nicht noch einer oder auch Mehrere sich mit den Uebrigen satt essen könnten.

An jenem Sonntag hatte sich der Krust beim Lehrer einquartirt. Nach dem Amte kam er in die Küche. „I werd' völlig glei gehen müssen!" meinte er, „daß i no z'Mittag heimkimm'."

„Aber a Fetzele[1]) Kaffee wirst do no nehmen, Krust!" sagte die Mutter des Lehrers, welche diesem die Wirthschaft führte, und schob dem Organisten eine ganze Schüssel voll Kaffee auf das Brett, welches um den Herd lief.

„Die Zeit wird völlig nimmer langen!" sprach der Krust in seinen Bart, hatte aber gleichzeitig schon ein Brod entzwei gebrochen und tunkte es in die Schüssel. „Werd' mi recht schleunen[2]) müssen, wenn i no zeitig z'Mittag heimkommen will." Dabei kaute der Organisten Krust, daß er zuletzt nicht mehr „Papp!" sagen konnte. „So, der Himmel vergelt's, Muatter!" Damit schob er die Schüssel über den Herd und das übrig gebliebene Stück Brod in die Tasche.

Dann gieng er aus der Küche und verschwand für eine Weile. Als das Wasser in dem großen eisernen Kessel auf

---

[1]) ein wenig. [2]) eilen.

dem Herde schon lustig brodelte und die Knödel in demselben auf- und abtanzten, stand auf einmal der Krust mit seinen bodenscheuen Hosen wieder in der Küche.

„Giebt's heut' gar Knödel!" meinte er und guckte in den Kessel. „I hab' derweil[1]) grad' a bißl nach'm Wetter g'schaut. Es will gar nit aufhören z'schütten und z'regnen. Im Himmel müssen's heut' alle Waschzuber ausg'leert haben, daß 's gar a so thuat! — I werd' mi völlig iatz auf'n Heimweg machen müssen, sonst wird's no ärger und i bring' koan trock'nen Faden mehr z'Haus." Dabei hat sich der Krust schon auf die Küchenbank gesetzt, kreuzt die Beine über einander und trommelt auf dem Herdbrett.

„In dem Wetter kannst nit heim!" wendete die „Muatter" ein. „Bleibst grad' über Mittag no da!"

Der Krust blieb auch wirklich über Mittag, blieb den ganzen Nachmittag, jedoch nicht, ohne sich inzwischen noch mindestens ein dutzendmal „hoamg'macht" zu haben.

Nachmittags saßen wir mitsammen in der Stube und sprachen über Dieses und Jenes. Ich mußte unwillkürlich staunen über die Belesenheit des Krust in Autoren des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts. Seine ganze Bildung schien in diesem Rahmen eines vergangenen Zeitalters gewachsen zu sein; seine Ansichten waren meistens etwas antiquirt, aber doch im Allgemeinen gesund und kernig.

„O mei," sagte die „Muatter", welche am Spinnrad saß, „der Krust kauft alle alten Bücher z'samm, dö er nur in der Gegend auftreibt und um dö koa Mensch nix mehr giebt. Uns hat er a schon a paar davong'schleppt."

Der Krust lachte still in sich hinein. Wenn wir mit unsern Ansichten in Widerstreit kamen und ich ihm eines und das andere aufklären wollte, dann hörte er mir eine Weile zu und meinte zuletzt immer: „Ei ja, so wird's wohl sein, wie's der Herr sagt!" Ich war jedoch innerlich überzeugt, daß er dennoch bei seinen Gewährsmännern aus dem vergangenen Jahrhundert blieb.

---

[1]) inzwischen.

„Wissen's," klärte er mich auf, „i hab' a Masse so alte Dokterbücher und Kräuterbücher, und da steht viel mehr drin, als die Leut' heutzutag wissen! Dö alten Bücher darf man nit verachten. Früher sein d'Leut viel g'scheuter g'wesen und haben si mit Allem mehr Müh' geben. Heutzutag geht Alles so hurlti-wurlti[1]), a Jeder will voran sein! Und z'letzt sein's Alle hinten. Warum sterben ihnen denn iatz die meisten Leut', wenn amal a bißl was 'brochen is in der menschlichen Maschin! Und warum erfinden's denn alleweil neue Krankheiten!"

Ich wußte nicht viel darauf zu erwidern. Es lag unbedingt ein Stück Weisheit in der Rede des Organisten Krust.

„Schau'n's, Herr", fuhr er fort, „da haben wir im Dorf an alten Bader g'habt. Wird wohl schon zwanz'g Jahr' unter der Erden sein. I denk'n aber no guat. Wenn wer g'storben is, dann hat er a alleweil die Krankheit in's Todtenbuch eintragen. Is nit viel Unterschied g'wesen in dö Krankheiten. Man könnt' aus dem alten Bader sei'm Todtenbuch wohl kaum a halbes Dutzend verschiedene Krankheiten z'sammzählen. Wenn er gar nit g'wußt hat, was für a Wildniß[2]) an Bauern z'letzt sein G'nack[3]) abdreht hat, nachher hat si der alte Bader a z'helfen g'wußt. Hat einfach g'schrieben: der Waldgrinter Hias, oder wie der Bauer g'heißen haben mag, is so g'storben! D'Leut' sein z'frieden g'wesen, und den Todten hat's a nimmer gramt!"

Es wurde Abend. Der Organisten Krust war einige Male verschwunden gewesen und hatte, sobald er wieder in der Stube auftauchte, inzwischen nach dem Stallvieh, der Hauskatze, die ein paar Tage früher geworfen hatte, oder auch nach dem Wetter geschaut.

„Mir scheint do, es wird gegen den Ferner a bißl heller!" schloß der Krust seine Wetterbetrachtung, „daß i mi iatz nachher auf'n Hoamweg machen könnt'." In der That wurde es draußen mit dem Wetter immer schlechter.

---

[1]) Kopf über Hals. [2]) unerklärliche Krankheit. [3]) Genick.

Es goß in Strömen. Der Nebel braute im ganzen Thal, als ob etliche tausend Bauern ihre „Reggelpfeifen“[1]) rauchen würden.

Der Lehrer kam ganz durchnäßt heim. Bald stand das Abendessen, eine Schüssel dampfenden Milchmuses und sodann „Kasnocken“ am Tische. Der Krust hieb wacker ein und begann nach dem Essen einige alte Notenblätter, die er in einem Winkel des Hauses aufgestöbert haben mußte, zu copiren. Blieb auch noch beim Rosenkranz, der Krust. Als sich die Uebrigen gähnend zum Schlafengehen rüsteten, fragte er, ob man ihm nicht vielleicht eine alte Stalllaterne leihen könne, jetzt müsse er doch schauen, daß er heimkomme. Schließlich kam er aber nicht weiter, als bis in den Heustadel, wohin er ein grobes Leintuch mitgenommen hatte, es auf das Heu breitete und bald schnarchte wie sieben Erzengel, wenn sie die Ewigkeit verschlafen haben.

Am nächsten Tage hellte sich der Himmel auf. Der Krust tunkte noch seine Schüssel Kaffee aus, copirte die Noten fertig und machte sich wirklich auf den Heimweg, nicht ohne mich eingeladen zu haben, ihn bald einmal zu besuchen.

Es war gegen Ende der Woche, als ich den engen und holperigen Steig zu dem Gütel des Krust emporklomm. Ein heißer Sommernachmittag war es. Die Mücken tanzten durch die Luft, und die Käfer summten. Bunte Schmetterlinge flogen über den Feldblumen. Da und dort bot ein Obstbaum oder eine hochragende Fichte willkommenen Schatten. Auf den Wiesen an der Berglehne rupften die Kühe das Gras ab und schellten bei jeder Bewegung mit ihren großen Glocken.

Jetzt hatte ich die kleine Ebene erreicht, auf der das Pointmahder-Gütel des Krust und seines Bruders, wie der Volksname für den kleinen Hof hieß, inmitten eines Türkenackers[2]) lag. Der Hannes war nicht daheim. Er sei in den Wald, „Streu machen“, sagte der Krust, der

---

[1]) Stummelpfeifen. [2]) Acker mit Mais (Kukuruz).

vor dem Hause auf der Bank saß und eine Sense „dengelte[1]“. Noch ein paar Hammerschläge that er und erhob sich dann.

„Jatz will i dem Herrn meine Bücher zeigen!“ sprach er, mir in das Haus vorangehend. „Is freilich a bißl schad', bei dem Wetter in der Stuben z'hocken. Aber der Herr wird's bald g'sehen haben. Es is nit viel Rares dran.“

Wir giengen in die Stube, von da in die Schlafkammer der beiden Brüder. Der Krust kroch unter eine Bettstelle und zog einen hölzernen Koffer hervor. Dann kramte er in der Hosentasche nach einem Schlüssel, öffnete den Koffer und legte auf dem Bette alle seine Herrlichkeiten aus. Das erste, was ich in die Hand bekam, war Abraham's a Santa Clara „Judas der Ertzschelm“ in der alten Originalausgabe, zwei dicke Bände in Schweinsleder. Dann folgten einige uralte Werke über Ackerbau und Falkenzucht und mehrere Doktor- und Kräuterbücher. Das war also die Bibliothek des Organisten Krust, die noch manches andere und mitunter recht werthvolle Stück enthielt. Einige Weltbeschreibungen aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts waren das letzte, was der Krust aus dem Koffer holte. Und diese Bücher hatte der Besitzer vom Anfang bis zum Ende durchgelesen, nicht nur einmal, nein, er hatte sie sorgfältig studirt. Aus ihnen bauten sich seine Kenntnisse und Ansichten über Völkergeschichte, Naturwissenschaft, Gottesgelahrtheit auf. Ihm war Abraham a Santa Clara so modern, wie uns eine Novelle Paul Heyse's. Ein eigenthümliches Gefühl kam über mich. Es war mir, als ob ich um zwei Jahrhunderte zurückversetzt sei und einen Magister der damaligen Zeit vor mir stehen hätte. Der lange schwarze Bart des Organisten Krust trug nicht das Wenigste zu dieser Illusion bei. Im Grunde genommen gehörte der Krust nur körperlich unserm Jahrhundert an. Hätte er Andersens Zaubergalloschen gehabt, er würde sich bald in

[1] schärfte.

Ton und Geist der vergangenen Jahrhunderte, die vor mir auf der schweren gewürfelten Bettdecke lagen, hineingefunden haben. Es war unter den Büchern aber auch nicht eines, das unser Jahrhundert auf dem Titelblatt getragen hätte.

Wie mochte sich nur die alte Ausgabe von Sebastian Brant's „Narrenschiff" in das einsame Thal verirrt haben! Das „Narrenschiff" habe er einmal fast ganz auswendig gekonnt, erzählte der Krust. Sei aber auch „sov'l a rar's Buach, und a Jeder kriag' da sein Theil!"

Ob er mir die Ausgabe nicht verkaufen wolle, fragte ich den Krust. „Nit um an Hunderter!" rief er energisch und nahm mir das Buch schier ängstlich aus der Hand, indem er zugleich die übrigen mit einer gewissen Hast wieder einzupacken begann, den Koffer sorgfältig verschloß und unter das Bett schob.

„Solche Bücher werden heut' nimmer g'schrieben!" sagte der Krust, als wir in die Stube zurückgekehrt waren. „Und so a starkes Papier nehmen's a nimmer, daß es a paar Jahrhundert lang aushalten thät'. Was heut' die Leut' z'samm schreiben, is Alles nur für'n Schein. Is's a nit werth, daß man's viel besser druckt." Der Krust hatte außer den Kalendern und einer oder der anderen Zeitung wohl noch nicht viele neue Bücher gesehen. „Der Lehrer hat wohl a etliche drunten," meinte er. „Hab' aber no nie was G'scheutes dabei g'funden. Was in dö Bücher drinnen steht, is in dö meinen no viel besser und viel genauer!"

Der Krust hatte eine Flasche an den Tisch gebracht. „Ob ich nicht „a bißl an Gigges[1])" möge. Dabei schenkte er mir ein Glas mit Kornbranntwein voll. „Wissen's," sagte er, „i thät Ihnen schon eins oder das andere von meine Bücher auf a paar Tag' leihen, wenn's mir's wieder ordentli z'ruckbringen; aber dö Madlen beim Lehrer haben alleweil so a Gegoas[2]) und haben nix als z'lachen über dö alten Bücher. Und dös leid' i nit. Deßwegen laß i sie a selten wem anschauen." — —

[1]) Schnaps. [2]) kindisches Wesen.

Es wurde Spätsommer. Da erzählte mir der Lehrer eines Tages, daß der Krust nach Innsbruck wolle, um „Präparandie“ zu studiren. Mit 36 Jahren! rief ich.

Es war aber wirklich so. Bald darauf vertraute mir der Organisten Krust selbst sein Geheimniß an. Er habe sich von seinen Aemtern und gesungenen Messen „a bißl was derloappat[1]“ und wolle den Lehrerkurs hören.

Der Krust ist Anfangs September nach Innsbruck. Er ging zu Fuß und zog sich selbst ein kleines Wägelchen, auf das er einen alten Kasten mit seinen Habseligkeiten, die Büchertruhe und einen großen Sack Erdäpfel geladen hatte. Was er sonst zum Essen brauche, würde ihm schon sein Bruder, der Hannes, von Zeit zu Zeit bringen.

Der Organisten Krust hat sich in Hötting bei einem Bauern einquartirt, kocht sich selbst und „schmalzt“ sich seine Erdäpfel ab. Neue Bücher hat er sich allerdings kaufen müssen. Anfangs soll es ihm auch etwas sonderbar vorgekommen sein, als bärtiger Mann unter den jungen Leuten zu sitzen. Haben ihn aber Alle gleich lieb gewonnen, den Krust.

Hut ab vor solcher Beharrlichkeit! Wir hoffen, daß der Krust noch ein tüchtiger Volksbildner werden wird. Wenn er mit vierzig Jahren die „Präparandie“ verläßt und als Lehrer in ein Tirolisches Gebirgsthal zieht, wird er den Bauernkindern neben der neu erworbenen Bücherweisheit gewiß auch ein Stückchen Lebensweisheit beibringen können. Und das letztere ist oft nützlicher, als das erstere.

---

[1]) erspart.

Das Antoni-Bildstöckl.

An der Straße, die von dem Dorfe Pradl bei Innsbruck nach dem benachbarten Dorf und Schloß Ambras führt, steht ein Bildstöckl des heiligen Antonius von Padua. Ein gemauerter Pfeiler trägt einen Aufsatz, der viereckig, nach außen gebauscht ist und fast die Form einer herrschaftlichen Kutsche der Zopfzeit hat.

Das Bildstöckl ist uralt. Kein Mensch weiß mehr, wer es stiftete und erbauen ließ. Solche fromme Andenken wachsen aus der Erde wie Bäume, von denen man wohl auch in den wenigsten Fällen wird sagen können, wer das Samenkorn in den fruchtbaren Boden gesenkt hat.

Das Bildstöckl trug auf seiner der Straße zugekehrten Seite die Figur des Antonius in roher Malerei. Der Heilige stand droben in seiner braunen Kutte. Die Lenden hatte er mit einem rothen Rosenkranz gegürtet, dessen Kugeln im Verhältniß zu der übrigen Figur so groß waren wie Kindsköpfe. Auf dem Arm trug der Heilige das Jesuskind, welches in ein gar prächtiges Gewand gehüllt war und drei Finger der rechten Hand emporhob, als wenn es die Vorübergehenden segnen wollte. Die übrigen drei, nach innen gerundeten Felder des Aufbaues trugen die Dornenkrone und die Marterwerkzeuge des Heilandes, das Auge der Dreifaltigkeit, gelb auf himmelblauem Grunde, und ein Bild des Gekreuzigten mit der schmerzhaften Muttergottes, der sieben Schwerter die Brust durchbohrten.

Zwei Vogelbeerbäume beschatteten das Bildstöckl. Dahinter dehnten sich die Aecker und Wiesen.

Der heilige Antonius von Padua genießt beim Tiroler Volk großes Ansehen. Wenn Jemand etwas verloren hat, verspricht er eine Litanei oder eine Kreuzwegandacht zu Ehren des Heiligen. Ist der Verlust werthvoll oder hat der Verlustträger gerade etwas mehr Kleingeld in der Tasche, so läßt er wohl auch eine oder mehrere Messen zu Ehren des Antonius lesen. Es soll selten vorkommen, daß sich der Heilige hiefür nicht erkenntlich zeigt.

Verloren wird viel auf der Welt. Ich glaube jedoch, daß es Liebesleute, die sich in irgendeiner Verlegenheit befinden, noch mehr gibt. Zu den größten Verlegenheiten dieser Art zählt, wenn ein Diandl einen Burschen möchte und keinen bekommt oder doch nicht denjenigen, welchen sie sehnlich wünschte.

Für alle diese Nöthen und Herzensplagen ist der Antonius der beste und fürsichtigste Schutzpatron. Er muß ein großes Wort führen in der himmlischen Ehekanzlei, daß man ihm so viel anvertraut. Alle verliebten Leute auf dem Land nehmen zu ihm ihre Zuflucht, klagen ihm, was sie drückt, und hoffen auf Hülfe.

Der Antonius hat die schwierigsten Verhältnisse, die bereits so unlöslich schienen wie ein gänzlich verwirrtes Garn, wieder geschlichtet, die beiden Enden herausgefunden und den Faden zu einem hübschen Knäuel geordnet. Auf das Bildstöckl zwischen Pradl und Ambras haben die Burschen und Diandln ein besonderes Zutrauen. Der Heilige steht dort schon seit alten Zeiten und muß wohl mehr Praxis in Liebesgeschichten haben als das neugemalte Bild der Paduaners in der Ambraser Dorfkirche.

Es kommt selten vor, daß an dem Bildstöckl nicht ein Kranz aus Feldblumen hängt oder ein blutrother „Türkenkolben“[1]), wie man sie zur Zeit der Ernte den Kruzifixen an Arme und Füße zu binden pflegt. Die

[1]) Maiskolben.

blutrothen Türkenkolben sind nicht so häufig und wollen daher als eine hübsche Spende geachtet sein.

In Pradl diente beim Moareggerbauern die Kordl. Mit dem Namen Cordula pflegt man bei uns in Tirol — warum weiß ich nicht — gewöhnlich den Begriff halber Verrücktheit oder mindestens eines von gewöhnlichen Christenmenschen abweichenden Wesens und Gebahrens zu verbinden. „Dös Weibsbild is a z'rütt'te[1]) Kordl!" heißt es, wenn ein Diandl einmal ganz aus der Art geschlagen ist.

Die Kordl beim Moaregger war schon gut in den Vierziger Jahren. Für gescheut hatte sie nie gegolten. Ihr Bauer, bei dem sie nun schon über zwanzig Jahre diente, meinte immer, die Kordl sei so blitzdumm, wie im Winter die Nacht lang wäre. Geheirathet hätte die Dirn für ihr Lebtag gern. Wollte aber niemals Einer anbeißen. Je älter die Kordl wurde, desto unverträglicher wurde sie. Namentlich hatte sie auf die jungen Diandlen einen unbezwingbaren „Gift." Die Burschen ließen sich die günstige Gelegenheit, der „manderleutssüchtigen" Kordl eines anzuhängen, niemals entgehen. Die Kordl stand daher mit der jungen Welt des Dorfes stets auf Kriegsfuß.

Sonst war die Kordl eine fromme Person und eine der vornehmsten Stützen des Jungfernbundes im Dorf. So treu, wie sie, hatte noch keine ausgehalten. Bei den Prozessionen trug sie denn auch immer mit einem gewissen Stolz ihren weißen Kranz und eine grünseidene Schürze dazu, was gerade die Tiroler Schützenfarben abgab. Meistens war sie auch unter den ausgewählten Jungfrauen, welche mit dem Ferkulum[2]) gleich hinter dem Pfarrer, der mit dem höchsten Gut unter dem gestickten Baldachin einherschritt, kamen. War in der Fastenzeit das neunstündige Gebet, dann betete die Kordl dem Herrgott fast die Zehen von den Füßen weg, so andächtig und fleißig kniete sie in der Kirche.

---

[1]) zerrüttete, verrückte. [2]) Tragbahre mit einer Heiligen- oder Madonnenstatue.

Mann wollte aber trotzdem keiner kommen. Antrag hatte sie in ihrem Leben nur einen einzigen erhalten. Der Fütterer bei ihrem Bauern, der Josl (Jodok), hatte einmal „dergleichen" geredet, als ob er „herewärts" schauen wollte[1].) Der Josl hatte jedoch kein gutes Mundstück und brachte kaum zwei Worte ordentlich heraus, ohne beim dritten zu „gaggazen"[2]). So war er auch damals über den Anfang nicht hinausgekommen; und zuletzt wußte die Kordl nicht einmal, um wen es sich handle, um sie selbst oder um die „tscheckate"[3]) Kuh im Stall, die der Liebling des Fütterers Josl war.

Das war nun über zehn Jahre her, und der Josl, der schon damals einen Buckel und „Griterfüaß"[4]) hatte, war in dieser Zeit nicht schöner geworden. Die Kordl ließ sich aber seitdem nicht mehr abfoppen, daß sie nie einen Bua gekriegt hätte, sondern meinte jedesmal geheimnißvoll: „O, mi hätt' schon a amal einer gern g'mögt!"

„Ja, warum hast ihn nachher nit g'nommen?" fragte man sie.

„O", meinte die Kordel, „wir haben's uns anders überlegt. Es muß nit grad glei g'heirathet sein!"

Es war am 13. Juni, dem Namensfest des Antonius von Padua. Das Bildstöckl war gar schön geziert mit Kränzen, Büscheln[5]) und grünen Gewinden, lauter Zeichen der Dankbarkeit oder auch gelinde Mahnungen an den Heiligen, eines gewissen Anliegens doch nicht ganz zu vergessen.

Als es bereits Nacht zu werden begann, kam über die Ambraser Straße die Kordl. Sie wollte das Ihre dem Heiligen, der sie schon so oft hatte aufsitzen lassen, noch einmal eindringlich vorstellen. Als sie in die Nähe des Bildstöckls kam, stand da nicht noch ein Diandl davor! „Dö wird's a wieder gneatig[6]) haben!" brummte die Kordl ingrimmig.

---

[1]) Ernst machen wollte. [2]) stottern. [3]) gefärbelt. [4]) Säbelbeine. [5]) Sträußen. [6]) eilig.

Das Diandl erhob sich, als es Jemand kommen hörte, und schlug den Weg gegen Ambras ein. „'s Nandl vom Schloßwirth is es!" murmelte die Kordl ergrimmt zwischen den Zähnen. „Wirst es wohl no erwarten können, bis d' dein Brunner Ferdl kriagst! Du goasgamerig's[1]) Ding, Du abscheulich's!" Die Kordl ballte in heiligem Zorn dem Mädchen eine Faust nach, das eilig seines Weges ging, sich nicht mehr umsah und daher von der drohenden Geberde auch nichts bemerkte.

Nun stellte sich die Kordl breitspurig vor dem Bildstöckl auf, wie etwa ein hartnäckiger Gläubiger zu seinem säumigen Schuldner tritt. Heute wußte sie es ihm ganz ausgiebig zu sagen dem Heiligen. Wenn er sich nicht absichtlich auf seine eigenen Ohren gesetzt hatte, mußte er es wohl hören, wohin die Kordl hinaus wollte.

„A bißl a Geld hab' i schon a!" meinte sie zuletzt, „daß i die erste Einrichtung kaufen könnt! Für Alles langt's freilich nit. Man braucht soviel in an ordentlichen Hauswesen. Und wenn i dös Geldl von mein'm Sparkassabüachl auf'kündigt hab', nachher is 's halt a Matthäi am Letzten[2]). Man weiß oft nit, wie man unverhofft wieder was brauchet und hat nachher hinten und vorn nix Baares mehr herzunehmen. Wenn d' mir halt amal a paar Nummern tramen lassest, heiliger Antoni, dö i in d' Lotterie setzen könnt'. Dös gebet glei was aus! I wollt' schon drei blanke Sechser drauflegen!" So sprach die Kordl.

„Bist ja schon viel z' alt zum Heirathen!" ließ sich da auf einmal eine feine Stimme vernehmen, welche direkt von dem Heiligen herab zu kommen schien.

Die Kordl machte ein ganz „vernageltes" Gesicht, schier wie eine Kuh, der man „Hobelschoat'n"[3]) in den Freßtrog gestreut und ihr dabei grüne Brillen aufgesetzt hat, damit sie glauben solle, man habe ihr frisches Gras gegeben.

---

[1]) begehrlich. [2]) ganz und gar zu Ende. [3]) Abfälle vom Hobel.

Einen Augenblick schwieg die Kordl. Das Ding kam ihr doch ganz seltsam vor, dann fuhr ihr blitzschnell die Erkenntniß durch den Kopf, daß das feine Stimmlein von dem Jesukind auf dem Arme des Antonius ausgegangen sein müßte.

Zornig rief sie jetzt zu dem Bildstöckl hinauf: „Was verstehst denn du vom Heirathen! Wirst glei stad sein oder nit! Da hast du di gar nix drein z'mischen! Der Antoni weiß schon selber, was er z'thun hat!"

Auf einmal ließ sich eine tiefe männliche Stimme vernehmen: Sechs, dreiundzwanzig, vierundsiebzig, bei der nächsten Ziehung in Bozen!"

„Vergelt's Gott, vergelt's Gott!" beeilte sich die Kordl zu danken. „Bist a guter Mensch, Heiliger! Aber von dem da laßt dir nix mehr dreinreden!"

Die Kordl prägte die Nummern für die Lotterie sorgfältig ihrem Gedächtniß ein und begab sich auf den Heimweg. Als sie sich genügend weit entfernt hatte, trat hinter dem Bildstöckl ein junger stämmiger Bursche hervor und auf die Straße. Er schlug gleichfalls mit langsamen Schritten die Richtung gegen Pradl ein. Es war der Brunner Ferdl, der bei dem Heiligen ein Standerl mit seinem Schatz, dem Schloßwirths-Nandl von Ambras gehalten hatte. Der Ferdl war einer der lustigsten Burschen im Dorf und um einen Spaß nie verlegen. Während er so in angemessener Entfernung von der Kordl heimwärts ging, sang er leise mit einer hohen Weiberstimme ein Liedchen . . .

I bin a stoanaltes Madel,
Mei Alter is fünfavierz'g Jahr,
I bin voller Kröpf' und voll Tadel
Und glatzet und grau auf 'm Haar.

I hatt' amal heirath'n könna
A Bäuerl, a nit gar a rar's,
Er sagt, er hatt' fuattern könna
Im Winter zwoa zaundürre Goas,

Und mit dem ewig'n Erwart'n
Bin i a alte Maschin,
Bin halt voller Kröpf' und voll Tadel,
Mei Schianheit is sauber dahin.

Drum Madlen, wenn i enk soll rath'n,
Gib i an herzlichen Rath,
Thuat's mit 'm Heirath'n nit gar z' lang warten,
Wenn oaner oa[1]) Goasl a hat! —

Am nächsten Tag ist die Kordl gleich nach Innsbruck und hat die drei Nummern auf ambo-terno für die Bozner Lotterie gesetzt. Kaum erwartet hat sie 's, bis in acht Tagen endlich die Ziehung stattfand. Nichts war gekommen, nicht einmal ein Ambo, keine einzige Nummer.

Die Kordl begann an ihrem Heiligen zu zweifeln. „Dö Nummern sein's do g'wesen", sagte sie zu sich selbst. „I hab' mir 's guat g'nua g'merkt. Entweder hat der Antoni mit der Lotterie no nit viel z' thuan g'habt oder der kleine Bua hat ihn wieder abg'redt!"

Am Abend des Tages, da sie so hoffnungsreich nach der Stadt gegangen und ganz kleinmüthig und verzagt wieder heimgekehrt war, schlich sich die Kordl abermals zu dem Bildstöckl an der Ambraser Straße hinaus. Heute sollte es der Heilige einmal „tüchtig" von ihr erfahren!

Hatte gar nicht lange gebetet, da hörte sie ihren Namen rufen. Dießmal kam jedoch die Stimme nicht vom Bildstöckl, sondern ertönte hinter ihr.

Die Kordl drehte sich ganz „gallgiftig" um. Der Fütterer Josl stand vor ihr und „gaggazte": „Woaßt — Kordl, wir—wir—kö—könnten dös ei—eigentli alle—alle—wei—eil no ri—richten! A bißl a Ge—eldl hab' i mir a erspa—art und we—wenn wir's z'sa—am—ammen thaten, ga—ab's do no wa—as a—ab."

Der Kordl leuchtete dieser Vorschlag ein Es dauerte nicht lange, bis sie mit dem Fütterer Josl zum erstenmal verkündigt wurde. Nun war sie auch dem Jungfernbund untreu geworden. Der Pfarrer meinte freilich, ob der

[1]) ein einziges.

Kordl für ihre alten Tage nichts Gescheuteres habe einfallen können, als das Heirathen. Da ließ sich aber die Dirn nichts dagegen einwenden. Den Josl habe ihr der heilige Antonius von Padua selbst verschafft.

Die Beiden kauften ein kleines Gütel bei Ambras. Für sie Zwei war es ja ausreichend; denn auf Nachkommenschaft hatten sie wohl nicht mehr zu rechnen. Im Herbst hielten sie Hochzeit, am selben Tage mit dem Brunner Ferdl und der Schloßwirth Nandl.

Auf das Jesukindlein am Arme des Antonius hat die Kordl aber noch immer einen innerlichen Grimm. Einmal meinte sie sogar zum Pfarrer: „Am G'scheutesten wär's, wenn man den kloan Buaben mit Kalk abiputzen thät'. Er kann nix als gegen die Leut' hetzen beim Antoni."

Als sie der geistliche Herr darauf aufmerksam machte, daß das ja ganz gotteslästerlich gesprochen sei, da das Jesukind der liebe Herrgott selbst wäre, brummte die Kordl verbissen: „Alles eins! I hab' do ganz recht! Und daß i damals in der Bozner Lotterie nix g'wonnen hab', dran is er a schuld! Wird a seine Untugenden g'habt haben der Herrgott, wie er no a kloaner Bua g'wesen is!"

Der Dörcher Much.

„Der Dörcher Much is schon wieder amal um die Weg' mit sei'm ganzen Anhang!" sagte mir der alte, glatzkopfige Gemeindediener, der sich immer besonders wichtig machte, obwohl boshafte Mäuler von ihm behaupteten, daß er kaum seinen Namen ordentlich schreiben könne. Aber für das kleine hochgelegene Gebirgsdorf werden seine Kenntnisse wohl ausreichen.

Wer der Dörcher Much sei, fragte ich.

„Ja, der Dörcher Much is es halt!" bekam ich zur Antwort und war so gescheut wie vorher.

„Wie der nur alleweil bis zu uns da aufer findet!" brummte der Gemeindediener.

„Aber freilich! Der geht alle Platzeln ab, wo man ihn amal g'litten hat. Er hat's no nie schlecht g'habt bei uns. D'rum kommt er auch alle Jahr' wieder. A bißl strenger sollt' man mit dem Lanigervolk do sein. Man woaß nie —" der Gemeindediener vollendete den Satz nicht, sondern rief auf einmal aus: „Jessas! I hab' ja was Wichtiges z' thuan! Und i verratsch mi da, als wenn i ganze Waschzuber voll Zeit hätt'! B'hüat Gott, und auf an andersmal!" Damit eilte er davon, so schnell ihn seine alten Füße trugen.

Noch im Laufe desselben Vormittags erfuhr ich, daß der Dörcher Much auf einer etwa eine halbe Stunde von dem Dorf gelegenen Waldblöße „Statiun g'macht" hatte.

Die Neugierde trieb mich hin. Ein heller warmer Sommertag war es. Der Sonnenschein fluthete wie ein

goldenes Meer über Thal und Berg, über Wiesen und Wälder. Ich gieng den einsamen schmalen Waldpfad, vorüber an den hohen, schweigsamen Fichten. Glänzende Schimmer zitterten über meinen Weg. Da und dort sang ein Vogel oder kletterte ein munteres Eichhorn an einem Baumstamm empor.

Ich kam auf die Blöße. Am entgegengesetzten Rande derselben erblickte ich drei Karren, um die ein reges Leben herrschte. Es war das Lager des Dörcher Much.

Die fahrenden Leute hatten sich einen recht schattigen Fleck ausgesucht. Ein paar Kinder kamen mir entgegen gesprungen. Neben ihnen bellte ein zottiger Hund.

„Bitt' schön, a Kreuzerle!" bettelten die Kinder. Als sie das Gewünschte erhalten hatten, gieng es jubelnd wieder zu den Karren zurück, die nun auch ich erreichte. Die zweirädrigen Fahrzeuge waren mit schmutziggrauen Leinwandblachen überzogen. Aus einem der Karren lugten noch zwei Kinderköpfe. Auf einem Baumstrunke saß ein jüngeres Weib, das ziemlich abgearbeitet aussah. Sie flickte an einer kleinen Hose, die schon so zerfetzt war, daß ohnedieß fast jeder Nadelstich wieder ausbrach. Im Gras lag ein halbwüchsiger Bursche und ein Mann von etwa dreißig Jahren. Ein anderer, der nur einige Jahre älter sein mochte, bastelte an einem Vogelschlagel.

Ich war mit den Leuten bald in ein Gespräch gekommen und hatte mich auch gleich nach dem Dörcher Much erkundigt.

„Ja, der Vater is grad nit dahoam", entgegnete das Weib.

„Dahoam!" hatte sie gesagt. Mich überkam ein seltsames Gefühl. Ihr war trotz des unsteten Lebens noch ein Begriff der Heimath geblieben. Da, wo sie eben Alle beisammen waren, war es ihr „Dahoam."

„Und die Kinder g'hören dö alle enk?" fragte ich.

„Mir und mein Mann, dem Hoisl!" sagte sie, auf den Bastler deutend, als ob sie sich energisch gegen die Vernachlässigung des Mitstifters an ihrem Kinderreichthum verwahren wollte.

Ueber das breite Gesicht des Hoisl flog ein zufriedenes und fast selbstbewußtes Lächeln.

„Wia's halt der Herrgott bringt dö Kinder!" sagte er. „Dem oan viel und dem andern wenig. Bei uns is amal no alle Jahr' eins g'wesen. G'storben is keins. Sein Alle frisch und munter, Gottlob!"

Das Weib des Hoisl war eine Tochter des Dörcher Much, wie ich im Laufe des Gespräches erfuhr, und die Beiden im Gras ihre Brüder. So hatte ich die ganze Verwandtschaft auf dem kleinen Wiesenfleck bei einander, bis auf das Oberhaupt.

Aus dem Wald trat jetzt auf einmal eine stämmige untersetzte Gestalt. „Grüaß Gott, Vater!" grüßten ihn die Anwesenden. Es war der Dörcher Much.

Er hieß mich freundlich willkommen, setzte sich zu mir und meinte: „A bißl luftig is 's halt alleweil in unserer Wohnung. Im Sommer kann man dös schon brauchen. Da haben wir's oft besser, wia die Herrenleut', dö in der Stadt halbets verschmachten müssen. Aber im Winter —" er setzte eine Weile aus und fügte dann mit einem Seufzer hinzu: „Im Winter is 's freili z'widerer!"

Der Alte hatte ein wettergebräuntes Gesicht, aus dem ein scharfes Kinn und ein ganzer Haken von Nase hervorsprang. Aus den Wangen standen die Backenknochen hervor. Die Augen hatten einen ganz merkwürdig listigen und doch wieder gutmüthigen Ausdruck. Zwei unförmliche weißgraue Büschel unter der Nase bildeten den Schnauzbart. Rasirt war der Dörcher Much freilich nicht sorgfältig. Er sah im Gesicht aus wie „a halb'g'rupfte Henn'."

Auf dem linken Ohr saß verwegen ein kleiner runder Filzhut, auf dem eine geknickte schmutzige Feder schwankte. Vielfach zerflickte Hosen und eine graue Lodenjoppe über einem färbigen Wollenhemd vervollständigten den Aufzug des Alten.

Ich lud ihn ein, mit mir auf eine Halbe Rothen zum Wirth zu gehen, nachdem wir fast eine Stunde uns unterhalten hatten, wobei der Dörcher Much Mancherlei aus

seinem Leben zum Besten gab. So unstet dasselbe auch gewesen war, der alte Karrenzieher war dennoch niemals über die Grenzen Tirols gekommen. Er hatte also doch eine Heimath, die Berge, Thäler und Dörfer seines Geburtslandes. Auf diese Heimath war er stolz und rühmte sich sogar, dieselbe nie verlassen zu haben.

„Was soll i auch auswärts suchen?“ sagte er. „Bei uns herinnen im Landl is 's do alleweil am Besten. Da kennt man mi schon bald überall.

In der That ist diese Art Tirolischer Zigeuner nicht selten, die mit ihrer Familie Jahr aus, Jahr ein im Lande selbst herumziehen. Sie finden da und dort wieder gute Leute. Wenn eine Gemeinde sie auch weiter abschiebt, so schiebt sie sie eben bis zur nächsten, wo sich immer noch eine Weile gut hausen läßt. Einmal kehren sie im Kreislauf ihrer Wanderschaft doch wieder dahin zurück, von wo man sie abgeschoben hatte. Die größte Zahl zu den Tirolischen Zigeunern, Karrnern, Dörchern oder Lanigern stellt das Vintschgau. Oft sehen die Bauern die fahrenden Leute gar nicht so ungern, so lange sie nicht stehlen oder gar, wenn sie abgewiesen werden, drohen, den rothen Hahn auf das Dach zu setzen. Thut einer der Heimathlosen diese Drohung, dann giebt es für ihn und seine Angehörigen kein Verweilen mehr. Er muß sich schleunigst aus dem Staube machen, wenn er nicht sogleich verhaftet werden oder auch der Volksjustiz anheimfallen will. Mit Recht ist der Bauer nicht bald gegen irgend eine andere Art von Verbrechern so sehr aufgebracht, als gegen die Brandstifter. Heim und Haus sind das, auf dem sein ganzes Leben beruht. Und das sollte er sich von irgend einem dahergelaufenen Lumpen über Nacht zu Asche und Kohle brennen lassen!

Dem Dörcher Much konnte Niemand etwas Schlechtes nachsagen. Er genoß sogar, wie ich später erfuhr, ein gewisses Ansehen. Er war, wie so mancher seiner Schicksalsgenossen, ein tüchtiger „Viechdoktor“ und kannte sich mit allen möglichen Krankheiten der Hausthiere aus. Schon oft hatte er geholfen, den Leuten auch mitunter.

Ich saß also mit dem alten Dörcher beim Traubenwirth. Bereits die zweite halbe Röthel stand vor uns. Der Much sprach dem Weine fleißig zu. Regelmäßig zog er nach jedem Schlucke die beiden Büschel seines „Schnauzers" zwischen die Lippen und schien die Haare auszusaugen — damit ja kein Tropfen von dem köstlichen Naß, der etwa daran hängen geblieben war, verloren gehe.

Ich fragte ihn, ob ihm bei seinen alten Tagen das ewige Herumwandern nicht bald lästig werde und ob er sich nie nach einem ruhigeren Dasein sehne.

„Na!" verneinte der Alte energisch und stürzte ein Glas Wein hinunter, während ich der Kellnerin um eine dritte Halbe rief.

„Seht's Herr! Dös versteht's ös nit. Und darum könnt's a nit drüber reden!" begann er, als ich ihm ein neues Glas eingeschenkt hatte. „Im Lauf der Jahr' lernt man etwas. Man lernt nachdenken, wia's eigentlich zugeht auf der Welt. Und da kommt man auf allerhand Gedanken. I hab' mir mein ganz eignen Glauben z'sammenklaubt. Was hat auch so a Bauer, der auf sei'm Hof sitzt, breit als wie a ang'fressene Kroten.[1]) Fürchten muaß er si seiner Lebtag lang, ob ihm nit einer, dem er amal a schiefes Wörtel geben hat, dös Graffelwerk von Mauer und Bretter und Dachschindeln über'n Kopf anschürt. Fürchten muaß er si, ob ihm nit der Blitz drein schlagt. Fürchten muaß er si, daß ihm der Schauer seine Acker derschlagt. Freilich! Es muaß Bauern auch geben, sonst hätt's unser Herrgott nit eing'führt und sonst hätten auch die Stadtleut' nix zum Essen mehr. Aber i möcht' koa Bauer sein! Und a Stadtherr schon gar nit! So zieh' i umanand in der freien Welt. Mir kann nix abbrennen, mir kann nix g'stohlen werden. I hab' nix, was mir a Wetter zernichten könnt! I brauch' mi vor nix z'fürchten — als vor'm Sterben. Und a in dem Punkt bin i besser dran. Wer seiner Lebtag lang auf Geldsäck' g'sessen ist, wia

---

[1]) Kröte.

schwer steht der davon auf, wenn amal der Tod bei der Thür anklopft. Er meint, er kann si nit trennen von sei'm Geld und von sei'm Hab und Guat. Wia muaß so an Menschen z'Muath sein, wenn er sieht, daß 's koa Mittel mehr giebt. Bei unseroan is dös ganz anders. Koa Mensch fragt dir nach. Stirbst irgendwo in an Wald oder auf der freien Straßen; wenn's guat geht, in a Schupfen bei an Bauern. Aber du fahrst ja gern dahin, weil du da herunten nix mehr z' verlieren hast! Du hängst an nix, und nix hängt an dir. Nix ziecht di mehr nieder auf dö elendige Welt. Du kannst fliegen, ganz frei und federleicht in Himmel aufi. Vor der Höll' fürcht' i mi gar nit. I hab' meiner Lebtag nix Schlechtes than. Und wenn i a nit bei jedem Rosenkranz dabei bin, dös wird mir unser Herrgott und unsere liabe Frau schon verzeihen, wenn's amal zur Abrechnung kommt. I glaub' alleweil, dö Abrechnung stimmt grad bei unseran gar nit so übel. Wir sein ja im Grund g'nommen die allerbesten Freund von unserm Herrn. Unser Herr hat auch nix g'habt auf der Welt." Der Dörcher hatte seinen Hut abgenommen und faltete jetzt mit einem eigenthümlichen Ausdruck der Andacht die Hände über dem Tisch. „Unser Herr is auch von Ort zu Ort zogen mit seine Jünger und Apostel, koa Hoamath hat er g'habt und koa Dach und nur a einzig's G'wand. Drum weiß er auch, wia's Armsein schmeckt und hat a b'sonders Aug' auf die armen Leut! Wenn i amal ummi komm' in die andere Welt und mi der Herrgott fragen sollt, wia's mir auf der oan gangen is, nachher will i ihm Alles erzählen, so guat i's versteh'. Aber i weiß schon, was er dazua sagen wird. „Mein lieber Dörcher Much" wird er sagen — „dös is zu meiner Zeit um koa Haarl nit anders g'wesen und wird wohl alleweil so bleiben, solang's Leut' giebt auf der Welt. D'rum hab' i's auch wollen und eing'setzt, daß es nach der Welt no a andere giebt, wo nachher Alles g'richtet und g'schlichtet werden kann, was herunten nit z'sammgangen is!" — „Seht's!" sagte der Much mit besonderm Nachdruck, „a Ewigkeit giebt's, dös laßt si

nit ablaugnen. Und es laugnen's nur die, dö si nix Guates erwarten von der Ewigkeit. Dös Leben is a Wanderschaft. Wir armen Leut' wissen dös am Besten und spüren's am Besten, daß auch für uns amal a glückliche Stund' schlagen muaß, wenn wir nimmer sein. Wenn's unseroan eingraben in die Erden, so is dös vielleicht der größte Ehrentag, den er sein Leben lang g'habt hat." Dem Alten waren unwillkürlich die Thränen in die Augen getreten. Er wischte sich hastig mit dem Aermel darüber. „Des dürft's epper nit glauben, daß i traurig bin!" versicherte er. „Jatz muaß i aber hoam zu meine Leut'!"

Er stand auf und drängte sich hinter dem eng an die Bank gerückten Tisch hervor. „I dank' schön für'n Wein. Und nix für unguat! Man redet allerhand, wenn der Tag lang is! Und i bin's schon amal g'wohnt, mein Glauben offen außer z'sagen, wia mir's Redwerk g'wachsen is! Wenn's uns nit früher abschieben, sein wir no a Wochen da dahoam; kommt's wieder amal außi! So! Jatz b'hüat Gott, Herr, und no amal Vergelt's Gott!"

Damit war er zur Thüre hinaus. Ich saß aber noch lange in der Wirthsstube, in die der helle Sonnenschein fiel. Ich dachte nach über das Evangelium des Dörcher Much.

Der Lebenswurm.

Der Polten Ander ist gestern vom Heubad wieder heimgekommen. Es ist früh am Morgen, und der wohlhabende Bauer sitzt auf der Bank vor seinem Haus und dengelt an einer Sense. „Muaß do wieder amal selm zur Arbat schau'n!" murmelte er ingrimmig vor sich hin und „puchelt" qualmende Wolken aus seiner kurzen Reggelpfeife.

Volle drei Wochen hatte es der Ander im Bad ausgehalten, ohne eine wesentliche Besserung zu verspüren. Die Heubäder sind in Tirol sehr verbreitet und werden von der ländlichen Bevölkerung fleißig benutzt. Da gibt's freilich keine Promenade mit Curmusik, dafür aber auch keine Cursteuer. Das Curhaus selbst repräsentirt irgend eine Almhütte hoch droben im Gebirg, wo sich der kranke Bauer für eine Zeit einnistet. Dort kriecht er alle Tage einige Stunden in's warme Heu, um „Gift und Wildniß" aus seinem Körper gehörig auszudünsten.

Der Ander klopfte seinen Reggel am Dengelstein aus, nahm die Sense und wollte sich eben zu den Knechten auf das Feld begeben. Da schien ihm ein plötzlicher Gedanke durch den Kopf geschossen zu sein; er trug die Sense in den Hausflur zurück, hängte sie dort an einen hölzernen Nagel und ging in seine Kammer. Dort zog er den Stalljangger aus und die Sonntagsjoppen an. Langsam schlug er den Weg gegen den Waldrand ein, oft stehen bleibend und sich die hellen Schweißtropfen vom Gesicht wischend. Bald hätte er vergessen, daß ihn für diese Stunde des Morgens der Grünhäusler zu sich bestellt hatte.

Der Grünhäusler genoß in der ganzen Gegend als Viehdoctor einen gewaltigen Ruf und hatte auch schon viele Leute wieder auf die Füße gebracht. „Wenn er si mit'm Viech so gut auskennt", meinten die Bauern, „muaß er wohl für d'Leut' auch Mittel wissen. Es is Alles ein Ding!"

Kaum war der Polten Ander wenige Schritte außer das Dorf gekommen, begegnete ihm der Nazl vom Armenhaus, ein alter Kerl mit schielenden Augen, einem Buckel und krummen Füßen. Man „tratzte"[1]) ihn immer, daß er mit dem einen Fuß Kühgras machen und mit dem andern dasselbe zusammenrechen könne. Der Nazl stellte sich breit vor dem Bauern auf und meinte mit seiner gröhlenden Stimme, während ihm das Gesicht vor Freude fast aus dem Leim ging: „Na, Bauer, wia ös in der letzten Zeit ausz'schauen anfangt, ganz grün und gelb und blau! Mir wär' weiter nimmer wohl in enkrer Haut! Muaß es sagen, wia's is! Vielleicht an Kreuzer auf an Tabak?" fügte er grinsend hinzu und zog seinen alten fettigen Filzhut. Der Ander warf dem Nazl eine ganze „Viererplatten auf a Packl Ordinari"[2]) in den Hut und beschleunigte seinen Gang. „Wenn's der höllische Lapp schon merkt", sprach er für sich, „muß es mit mir do nimmer richtig sein!"

Er war noch keine dreihundert Schritte gegangen, als ihm der Knecht vom Loosbauern in den Weg kam, der wieder was über das schlechte Aussehen des Ander wußte. Als ihm aber kurz vor der Hütte des Grünhäusler auch noch der Loisl vom Brunnenwirth mit einem entsetzten: „Jessas! Bauer, du hast Zeit, daß d'dazuschaust! Sonst kriegen die Würmer bald an Kirchtag an dir!" den Weg vertrat, war es mit der Fassung des Ander vorüber. Der kalte Angstschweiß trat ihm aus allen Poren. Er hatte Mühe, sich bis zu der Hütte am Waldrand zu schleppen, und ließ sich ganz erschöpft auf einem Stein vor derselben nieder.

Auf den Loisl, der ein angenommenes Kind vom Brunnenwirth war, hatte der Bauer ohnedies schon seit

---

[1]) foppte. [2]) Vierkreuzerstück für ein Päckchen gewöhnlichen Tabak.

Längerm „a Gall' und dös a damische!" Der Loisl hatte schon früher immer mit der Vefi, der einzigen Tochter des Polten Ander, herum „gespeanzelt". Seine Abwesenheit im Heubad schien nur dazu beigetragen zu haben, aus der „Gspusi" Ernst zu machen. Als er gestern unvermuthet heimkam, waren die Vefi und der Loisl in der halbdunkeln Küche beisammen gestanden. Die Vefi hatte einen feuerrothen Kopf bekommen, als sie den Vater erblickte, und der Loisl war auch „a bißl dertattert[1])". „Rosenkranz haben dö Zwoa g'wiß nit mit einander betet! Aber da hab i a no a Wörtl drein z'reden, bis es zu dem kimmt!" Der Bauer wollte in dieser Erwägung zornig von seinem steinernen Sitz emporfahren. „Höllsakra", rief er auf einmal erschrocken: „Schon wieder dö Stich' im Kreuz! Dö bringen mi no um!"

Der Loisl war ihm heute vorgekommen wie der reinste Todtenvogel. Er hatte eigentlich nichts einzuwenden gegen den Burschen. Der Brunnenwirth würde sich auch nicht haben lumpen lassen, wenn sein Ziehsohn die Vefi als sein Weib hätte heimführen wollen. Es war „woltern[2])" a Geldiger" der Brunnenwirth. Deßwegen wäre der Loisl aber doch auf den Hof des Ander gezogen, da beim Brunnenwirth noch eine rechte Tochter vorhanden war, die Haus und Geschäft erben mußte. Warum sich der Loisl nicht um die schaute und gerade um seine Vefi, dachte sich der Ander. „Freilich, a bildsaubers Madl is sie, die Vefi. Und dös rothaarete, tscherkete[3]) Ding vom Brunnenwirth Haus dagegen!" Der Ander schmunzelte immer behaglich und selbstzufrieden, wenn er diesen Vergleich anstellte. Dennoch wollte er von einer Heirath nichts wissen, weil er selbst noch nicht alt zu sein und in's Austragstübl zu ziehen begehrte. Der Bauer war ein „zacher Patron", der auszuhalten beschloß bis zum letzten Augenblick. „Wenn dös a so weiter geht, wird der freilich nimmer lang auf si warten lassen!" seufzte er vor sich hin, als er auf die Thürklinke des Grünhäuslers drückte.

---

[1]) erschrocken. [2]) ziemlich. [3]) schief gewachsen.

Der Grünhäusler, ein altes gebücktes und eisgraues Männlein, aus dessen runzligem Gesicht unter buschigen Brauen zwei helle schalkhafte Augen blitzten, saß in seiner niedrigen getäfelten Stube am Tisch und zerstieß irgend ein Pulver in einem steinernen Mörser. Es sah seltsam genug aus in dieser Behausung. Rings auf dem Tisch, den Bänken, Stühlen, den Fensterbalken, den Gesimsen, auf dem Ofen standen Tiegel mit Salben und „Schmierben", Flaschen mit andern „Anwendungen". Zum äußern Ansehen waren in einigen Einsiedegläsern etliche Blindschleichen in Spiritus gelegt.

Der Ander erzählte ausführlich sein Leiden, während ihm der Grünhäusler eine Weile schweigend zuhörte. „Weißt, Bauer", sagte er endlich, „mit dir is's a z'widre G'schicht. Du hast a Leiden, wia's alle hundert Jahr g'rad amal vorkimmt. A rar's[1]) Leiden dös!"

„Ja, wia kimm denn nachher grad i dazua?" schlug der Ander mit der Faust auf'n Tisch.

„Bist stad oder nit!" schrie der Grünhäusler. „Willst denn glei im Monament maustodt und fertig und Amen sein! Es is eh a Wunder, daß er dir nit schon längst den Kragen umdraht hat bei dei'm ewigen Zorn!"

„Ja, wer denn?" fragte der Bauer kleinlaut und bekreuzigte sich hastig.

„Dös is eben dei Krankheit!" dämpfte der Grünhäusler seine Stimme, schob sich endlich ganz nahe zu dem Bauer und flüsterte, als ob er ihm ein entsetzliches Geheimniß anzuvertrauen hätte: „Den Lebenswurm hast, der dir's Leben abfrißt, langsam — aber sicher!"

Der Ander starrte seinen ärztlichen Berather eine Weile wie geistesabwesend an und meinte dann ebenso leise: „Den Lebenswurm — also wirklich den Lebenswurm! G'hört hab' i schon amal von dem grauslichen Viech!"

„Nix hast g'hört, oder wenn d'was g'hört hast, g'wiß nit 's Rechte! Du stellst dir dös Viech vielleicht vor, wie an Bandelwurm!" ereiferte sich der Grünhäusler.

---

[1]) seltenes.

„Weit g'fehlt! Da hätt' i lieber a paar tausend Bandelwürmer im Leib, als an einzigen Lebenswurm!"

„Da werd' i völlig heut' no zum Pfarrer gehn müssen, daß i mi auf die Generalbeicht' vorbereit'", ächzte der Ander, schwieg eine Weile und schielte dann verstohlen auf den Grünhäusler, wie auf einen, der die Macht hat über Leben und Tod. „Ja wie schaut er denn nachher aus, der Lebenswurm?" fragte er endlich.

„Dös kann i dir nit so ganz g'nau sagen", erwiderte der Grünhäusler, „weil dös Viech nur alle hundert Jahr amal vorkommt. Daß er aber in dir sitzt, dös les' i dir vom G'sicht aber. Mei Großvater selig, der a doktert hat — a g'scheuter Mann is's g'wesen — der hat amal ein'n g'sehen!"

„Was d' nit sagst!" rief der Ander.

„Nur stad sein!" beschwichtigte der Grünhäusler. „An abscheulichs Urviech war's, wie er mir's oft erzählt hat als an klein Buabn. Mit a paar Dutzend Krotenköpf', an feurigen Schweif, den's alleweil verschluckt hat, Augen wie a Kirchthurmuhr so groß und Zungen, wie die höllischen Flammen selber. Und mit dö Zungen leckt's dir dein Blut aus die Adern bis auf'n letzten Tropfen. Deßwegen hast alleweil a Hitz im ganzen Leib und a Spearn[1]) in der Gurgel. Wenn's dann ganz auf d' Letzt geht, dann kriacht dir der Wurm durch'n ganzen Leib aus und draht dir jedes Glied extra a paarmal um, daß es grad kracht, und z'Allerletzt den Kopf in's G'nack, daß du di beim Abschied von der Welt von hinten auch amal z'sehen kriagst!"

„I bitt' di, hör' auf!" stöhnte der Ander. „I spür' schon so a Jucken in der kleinen Zehen drunten!"

„Dös is verdächtig," meinte der Grünhäusler und schenkte seinem Patienten ein Glas Enzeler aus einer Flasche, die er vom Fensterbalken geholt hatte, ein. „Dös is verdächtig. Mit dem fangt's meistens an."

„Und meinst, mir is gar nimmer z'helfen?" fragte der Ander niedergeschmettert, nachdem er sich von dem

[1]) Dürre.

Enzeler vergebens Stärkung verhofft hatte, das leere Glas müde von sich schiebend.

„Ja, für was wär' denn nachher i da?" erwiderte der Grünhäusler fast beleidigt, während der Besitzer des Lebenswurms erleichtert aufathmete. „Vor allem Andern darfst di nimmer ärgern und aufregen, in gar kein' Zorn mehr g'rathen; denn dös is Feuer auf's Dach — da wird dös Viech ganz wüethig! Nachher wollen wir's halt für'n Anfang mit der Sympathie probiren. Dö hat schon Manchem g'holfen. I gib dir a lautere [1]) Schmierb mit. Dö reibst dir alle Tag Abends drei Mal stehend nach einander in's G'nack und auf die Fußsohlen — am Besten auf beide Sohlen z'gleich — muaßt halt a bißl an Hupfer riskiren — dabei erweckst kräftig Reu' und Leid!"

„I dank' dir schön!" sagte der Ander, indem er die „Schmierb" in die Rocktasche schob und dem Grünhäusler einen blanken Guldenzettel auf den Tisch legte. „Dös is wohl z'viel!" meinte der, das Geld trotzdem einschiebend. Dann fuhr er in leisem und geheimnißvollem Tone fort: „Die Hauptsach' kimmt iatz erst, Bauer! A Mittel giebt's no, daß der Lebenswurm ein für allemal von dir weicht!" Der Ander horchte hoch auf, während sein Rathgeber fortfuhr: „Schau, daß bald a jung's Leben einzieht auf dein Hof. Es wär', glaub' i, völlig an der Zeit. Und von der Stund' an, wo in der Kammer bei enk a Kind in der Wiag'n schreit — von der Stund' an, Bauer, i sag' dir's und du kannst mir's glaub'n — von der Stund' an —" der Grünhäusler hob die Hand betheuernd, „hat dös Viech koa Bleibens mehr bei dir. Es fahrt aus durch'n Kamin und geht wieder auf d' Wanderschaft, bis es an Andern g'funden hat."

„Meinst wirklich?" fragte der Ander etwas mißtrauisch.

„I mein's nit, i weiß es!" versicherte der Grünhäusler, während er seinen Patienten vor das Haus begleitete. Der Ander verabschiedete sich. „Aber deßwegen

[1]) dünnflüssig.

die Schmierb nit vergessen! Und beide Fußsohlen z'gleich und stehend!" rief ihm der Grünhäusler nach.

Dem Ander war auf dem Heimweg leichter zu Muth, als auf dem Herweg. Uebte die „Schmierb" schon eine magnetische Wirkung auf ihn aus oder war es, weil er nun für sein Leiden ein allerletztes Heilmittel wußte! —

Als er daheim in den Hausgang trat, hätte er bald zu „kruzifakern" angefangen, erinnerte sich aber rechtzeitig noch an den Lebenswurm, der ihm schon in's Genick stieg. Hatte da die Vefi den Loisl um den Hals und busselte ihn ab, als wenn schon Verspruch und Aufgebot und Alles vorüber wäre. Der Ander kannte sich selbst nicht mehr. Statt dreinzufahren wie der „hellliachte Teuxel", fragte er die Beiden mit einer sauersüßen Miene, ob's „g'schmeckt" habe . . .

Zwei Monate drauf hielten der Loisl und die Vefi Hochzeit. Als ein kräftiger Bua in der Wiege strampelte und schrie, war auch wirklich der Lebenswurm von dem Bauer gewichen. Er ging im Hof herum, frisch und gesund wie ein Junger. Es wollte ihm gar nicht recht einleuchten, daß er schon in den Austrag gehöre. Er brummte dann wohl manchmal für sich: „Nit mit zehn Rösser hätten's mi dazua 'bracht, wenn dös verflixte Viech nit g'wesen wär'! Aber iatz is's do guat a so!" beruhigte er sich wieder.

Etliche böse Zungen behaupteten zwar, daß gegen den abergläubischen Polten Ander der Grünhäusler, der Loisl, der Knecht vom Loosbauern, der Nazl und sogar die Vefi unter einer Decke gesteckt hätten. Aber die Leute sind „sov'l boshaftig!" Dafür hatten an jenem Tag, da der Polten Ander vom Grünhäusler kam, die beiden Liabsleut' das Schnadahüpfl g'sungen:

Zwoa schneeweiße Täubai,
A Mandl, a Weibai,
Müaßt'n gearn anand hab'n,
Weil sie's Nestl z'sammtrag'n!

Der Stuireintreiber.

Für den Kaßl [1]), der das Amt eines „Stuireintreibers“ versieht, gibt es mitunter recht harte Zeiten; denn vom Steuerzahlen wollen die Bauern gewöhnlich nicht gerne etwas wissen und schieben das lästige Geschäft, so lange es eben geht. Der Kaßl ist in Lans im Innsbrucker Mittelgebirg geboren, war zuerst Gemeindebot und kam sodann, weil er „sov'l a gute Feder“ führte, auf das Steueramt in die Stadt. An Beliebtheit hat er seither freilich nicht gewonnen. Aber dem Kaßl geht's gut dabei, er kann Weib und Kind ordentlich ernähren; und wenn die Bauern noch so dickköpfig sind, zahlen müssen sie am Ende doch. Der Kaßl hat noch immer „a Vörtele“ [2]) gefunden, auch die Geizigsten mit Gutem herumzukriegen.

Nur einer liegt ihm im Magen. Mit dem ist es jedes Jahr ein wahres Kreuz. Man bringt kaum einen Kreuzer aus ihm heraus, bis man nicht mit der Exekution vor der Thüre steht. Bis dahin hat es der Luxenbauer noch in jedem Jahr kommen lassen. Alle Finten und Kniffe, alles gute Zureden des Stuireintreibers sind an dem harten Schädel des Bauers regelmäßig abgeprallt. Die Herren am Steueramt hatten der paar lumpigen Gulden wegen immer mehr Schreibereien, als die ganze Steuer werth war, und der Kaßl mußte sich dabei fast die Seele aus dem Leib laufen.

Es war ein „höllisch weiter“ Weg bis zum Luxenbauer, der noch weit ober'm „heiligen Wasser“ am Patscher-

---

[1]) Kassian. [2]) einen pfiffigen Ausweg.

kofel seine kleine „zerlatterte[1])“ Hütte besaß. „Wenn ihm nur amal der Wind dö Keuschen vertraget!“ fluchte der Kaßl, wenn er wieder einmal den weiten Weg umsonst gemacht hatte. „Wenigstens hätten wir nachher amal a Ruah!“ In der „Keuschen“ hauste der Luxenbauer, ein altes verbissenes Manndl, allein mit seinem Weib, der Seph. Eine Tochter war im Unterinnthal gut verheirathet. Und der einzige Sohn hatte es gar bis zum Musik-Feldwebel gebracht und lag gegenwärtig in Trient in Garnison.

Es war ein heißer Sommertag, als der Stuireintreiber Kaßl den steilen und steinigen Bergweg zu der Behausung des Luxenbauer emporkeuchte. Der Kaßl war ziemlich beleibt. Der helle Schweiß rann ihm von der Stirn. Alle Augenblicke zog er sein färbiges Sacktuch heraus, um „dö Schwitzbacherln“ abzuwischen. Mindestens ein halbes Dutzendmal hatte er heuer den nämlichen Weg schon gemacht. Das einemal war der Luxenbauer „auswärts“, wie ihm seine Alte bedeutete, das anderemal war er mitsammt der Alten nach Rinn „kirchfahrten“ gegangen, ein drittesmal lag der Luxenbauer auf der Ofenbank und hatte „so a damisches Reißen“ in allen Gliedern, daß kein vernünftiges Wort mit ihm zu reden war. So gieng es fort.

Heute hatte sich aber der Kaßl fest vorgenommen, daß er und das „Stuiramt“ zu ihrem Geld kommen sollten — und wenn er die alte Hütten am Patscherkofel, den Luxenbauer und die Seph damit, bis nach Innsbruck „auf'm Buckel“ hinuntertragen sollte. Er war an sein Ziel gelangt. Der Luxenbauer saß im Schatten auf der Bank vor seinem Haus und schmauchte gemüthlich, als ob ihn die ganze Welt nichts angienge, aus seiner kurzen „Reggelpfeife“, die man bei uns daheim auch einen „Nagel“ oder „Nasenwärmer“ heißt. Das alte Vaterl hatte den Kaßl schon längst den Weg „auferkrallen“ gesehen, ohne daß es sich im Geringsten gerührt hätte.

1) baufällige.

„Grüaß di Gott, Luxenbauer!" keuchte der Stuireintreiber, während er sich hundemüd neben dem Alten auf der Bank niederließ.

„Grüaß di Gott a[1])" sagte der Bauer, eine dicke Tabakswolke dem Ankömmling in's Gesicht blasend. Dabei nahmen seine Mienen einen so höhnischen Ausdruck an, und die kleinen Aeuglein blinzelten so pfiffig und verwegen aus dem mit grauen Bartstoppeln übersäten Gesicht, daß den Kaßl jetzt schon eine geheime Wuth überkam. „Is recht schön von dir, daß d' mi wieder amal heimsuchst!" setzte der Alte noch hinzu.

„Wenn's nach mein' Willen ging', käm' i dir koa einzig'smal da aufer! Dös kannst glauben!" brauste der Kaßl auf, den der spöttische Ton des Andern um das letzte Restchen Geduld gebracht hatte.

„Glaub's a!" versetzte der Luxenbauer ruhig. „Bist wohl wieder wegen der Stuir da heroben." Seid's do ös a lästig's Volk übereinand! Koan Augenblick hat man sein Ruah!" Er klopfte ergrimmt seinen „Reggel" an der Bank aus und wollte sich erheben.

Der Kaßl hielt ihn gewaltsam zurück: „Da bleiben thuast iatz! Wir Zwei sein no nit fertig! Und zahlen thuast iatz amal! Sonst wird man dir amal and're Maßrunken[2]) aufziehen!"

Der Luxenbauer hatte sich anscheinend ruhig wieder auf die Bank niedergelassen. „Fallt mir nit ein!" meinte er, während der Kaßl vor Zorn purpurroth im Gesicht wurde. „Da müßt's höchstens amal an Krieg abgeben, und der müßt' uns no ganz zunächst auf die Haut gehen — nachher sehet i wenigstens ein, warum i Stuir zahl! Aber so nit!"

Ein triumphirendes Lächeln flog über die Züge des Kaßl. Also gab es doch noch einen Punkt, an dem der Alte zu fassen war. „Na, wart', dir will i d' Höll' heiß machen!" dachte sich der Stuireintreiber. Er rückte mit einer geheimnißvollen Miene an den Bauern heran, der

---

[1]) auch. [2]) Maßregeln.

ihn mißtrauisch einen Augenblick von der Seite ansah und fragte: „Gibt's epper[1]) wirklich an Krieg, weil d' gar so a G'sicht schneidest, wie neun Tag Regenwetter!"

„Freilich, gibt's an Krieg, Luxenbauer! Drum müssen wir uns ja so schleunen[2]) mit dö Steuern!" erwiederte der Kaßl und rückte noch näher zu dem Alten, der ersichtlich unruhig zu werden begann.

„Aha! Deßwegen!" brummte er. „Also an Krieg? Epper gar wieder mit dö Türken?"

„Natürlich, mit dö Türken!" beeilte sich der Kaßl, dankbar für den gegebenen Anhalt, zu versichern. Er war kein starker Politiker und hätte wirklich in der Schnelligkeit nicht gewußt, nach welchem Volke er zunächst zu greifen hätte. Nun verstand aber der Luxenbauer von der Politik ebensoviel wie eine Henne von der Regeldetri. Es wäre ihm auch nicht sonderbar vorgekommen, wenn er gehört hätte, die Chinesen seien gerade bei Kufstein in's Tiroler Landl eingerückt. Von den Türken hatte er eben auch einmal was läuten gehört.

„Schau, schau", brummte er jetzt, „dö Türken! Geben dö Sakramenter no koan Fried' nit!" Dann stopfte er sich eine neue Pfeife und meinte: „Wird wieder a Heidengeld kosten!"

„D'rum zahl' nur g'schwind!" schmiedete der Stuireintreiber das heiße Eisen. Er hatte es aber zu eilig gemacht, denn der Luxenbauer zog sich gleich wieder zurück wie eine Schnecke, der man die Fühlhörner berührt hat.

„Dös is amal z'nächst dem Kaiser sein Sach'!" meinte er. „A Zeitlang wird der Kaiser schon mit sei'm eignen Geld reichen, so für 'n allerersten Anfang — und nachher", schloß der Luxenbauer mit einem Anflug von Großmuth, nachher können wir zwei, du und i, ja no immer a Wörtl mit einander reden!"

Der Stuireintreiber sah seine Hoffnung wieder in weite Ferne gerückt. Jetzt fragte der Bauer auf einmal: „Wia viel macht's denn eigentlich aus?"

---

1) etwa. 2) eilen.

„Fünf Gulden, neunz'g Kreuzer!" sagte der Kaßl, den Steuerzettel hervorziehend. „Es is ja eh' nit der Red' werth!" Damit hatte er es aber wieder schlecht getroffen. Der Luxenbauer fuhr empor wie vom Teufel besessen und schrie: „Was! Nit der Red' werth! Fünf Gulden neunz'g Kreuzer! Laß' mi dös no amal hören!" Dann fügte er etwas kleinlauter hinzu: „Und es wär' am End' a möglich, daß dö Türken g'winnen thaten!"

„Das is freilich möglich!" versicherte der Kaßl.

„Na, und wie würd's denn nachher?" fragte der Luxenbauer lauernd.

„Schön nit!" sagte der Andere, wieder nahe an ihn heranrückend. „Siehst, Bauer, unsereins, der in der Stadt lebt, hört so Manches, von dem du, der du deiner Lebtag nit von deiner Hütten weg kimmst, gar koa Ahnung nit hast. Mit dö Türken is 's a eig'ne Sach'. Z'erst wird amal überall aus die Kreuz' auf die Kirchen a Halbmond g'macht, nachher wird koa Mess' mehr g'lesen, Niemand mehr christlich begraben, nix mehr ausg'segnet, Alles kann dem Teufel in den Rachen fahren!" Der Kaßl hatte seiner Stimme einen ganz schauerlichen Ton gegeben. Dem Luxenbauer war vor Schrecken das Feuer in seiner Stummelpfeife ausgegangen.

„Was d' nit sagst!" würgte er hervor.

„Alles die pure Wahrheit!" fuhr der Stuireintreiber fort. „Das Aergste kommt aber iatz erst. Wenn dö Türken g'winnen, nachher müssen wir Alle Türken werden. Da darf nachher koa Wein mehr trunken werden."

„Dös is mir gleich!" sagte der Luxenbauer erleichtert. „I trink so a koan, weil mi 's Geld dazu reut."

„A ganz a eigne G'schicht' wird's aber erst mit dö Weiber!" versetzte der Kaßl. „A jeder Türk muaß etliche Weiber heirathen, nit grad eine! Denen alten Jungfern und ledigen Diandln kann dös schon recht sein, damit's amal unter d' Hauben kommen."

„Da müßt' also i a —?" fragte der Luxenbauer entsetzt.

„Du muaßt dir a no a paar Weiber z'sammheirathen, weil's nachher so im G'setz steht!" sagte der Kaßl unerbittlich.

„Aber dös geht ja nit!" jammerte der Luxenbauer. „Schau' dö Hütten an, a Stuben und zwei Kammern. I hab' ja koan Platz nit!"

„Dös is dein Sach'!" erwiderte der Kaßl kühl.

„Und mei Weib, die Seph, dö kratzet mir ja die Augen aus!" sagte der Luxenbauer ganz verwirrt.

„Dös is ihr Sach'!" versetzte der Stuireintreiber mit der Miene eines Landesgerichtspräsidenten.

„Aber so was giebt's ja nit!" rief der Alte, sich mit den Händen ganz verzweifelt durch die Haare fahrend. „Wer will mi denn dazua zwingen!"

„Dös is der Türken ihr Sach'!" kam es wie ein Echo vom Munde des Kaßl.

Der Luxenbauer stierte eine Weile wie verloren vor sich auf den Boden, dann schnellte er plötzlich mit einer Behendigkeit, die man seinen alten Knochen gar nicht mehr zugetraut hätte, von der Bankem por und gieng in's Haus. Nach geraumer Zeit kehrte er mit einer großen ledernen Brieftasche zurück, bei deren Anblick der Stuireintreiber einen Seufzer der Erleichterung hören ließ.

Hat auch wirklich dießmal bezahlt der Luxenbauer. Etwas zäh ist es allerdings gegangen. Zuerst stöhnte er noch einmal, einige schmierige Guldenzettel aus der Tasche nehmend: „Also fünf Gulden, neunz'g Kreuzer! Wie wär's denn, wenn wir's grad machen thäten!" — „Da hab' i nix dagegen. Sechs Gulder also! Trink' i halt für dös übrige Sechserl in Lans oder Altrans a Viertel Wein auf den weiten Weg!" — „Fünf Gulden heißt bei mir grad g'macht!" rief der Luxenbauer erbost.

Von der „Gradmacherei" wollte aber wieder der Stuireintreiber nichts wissen, so daß sich der Alte endlich entschloß, den sechsten Gulden darauf zu legen, wofür er ein Sechserl Herausgabe erhielt, das er hastig in's „Leibeltaschel" schob.

Der Kaßl machte sich mit der erhobenen „Stuir“ sammt den Verzugszinsen wieder auf den Heimweg. Seinem Weibe gegenüber, das bald darnach von der Wiese mit einer „Kraxen[1]) voll Heu kam, sagte der Luxenbauer nichts von der Türkengefahr. Dann hätte er auch das wegen der Weiber erwähnen müssen. Die Seph war aber „sov'l a Reasche[2])“ und hätte ihm vielleicht dafür schon zum Vornhinein die zehn Fingernägel in's Gesicht g'schlagen . . .

Im Lauf des Sommers kam einmal ein fremder Tourist bei der Hütte des Luxenbauer vorüber. Den holte der Alte vorsichtig aus, ob wohl wegen der Türken keine Gefahr mehr sei. Der Fremde lachte ihm in's Gesicht: die Türken seien froh, wenn man sie in Ruhe lasse.

Da schmunzelte der Luxenbauer für sich zufrieden: „Hab' i mir's nit alleweil denkt! Hat der Kaiser halt do mei Geldl guat brauchen können! Ja, ja! Es geht oft den höchsten Herren um a paar Gulden z'samm! Wenn's weiter wieder amal mit dö Türken was geben sollt', laßt si der Luxenbauer a nit lang anschauen. Und im Nothfall macht er's vielleicht „grad“ a no — so, wia's der Stuireintreiber Kaßl g'meint hat! Man thuat ja was — aber nothwendig muaß es sein!“

---

[1]) Rückkorb. [2]) Jähzornige.

Mein Sommernest.

Mein Sommernest liegt irgendwo in einem Bergthal Tirols. Wo, sage ich aber nicht. Man soll solche reizende Erdenwinkel nicht laut in die Welt trompeten, sonst verlieren sie sogleich ihren Reiz. Der freundliche Leser wird mir diesen Egoismus vielleicht am ehesten verzeihen, wenn ich ihn versichere, daß im günstigsten Falle drei Kammern für Sommergäste im ganzen Orte zu vermiethen sind. Mehr vermöchte auch ein Regiments-Quartiermeister nicht aufzutreiben.

Der kleine Gebirgsweiler setzt sich nur aus der Kirche, einem sehr bescheidenen Widdum[1]), dem Meßnerhaus, einem winzigen Schulhaus, einem Bauernwirthshaus und zwei „zerlatterten“[2]) Hütten zusammen. Ringsum Wald und Schweigen. Nur soviel waldfreie Fläche ist, als die wenigen zu den Häusern gehörigen Aecker einnehmen. Sonst ist Alles Wald, wie weit der Blick auch schweifen mag. Hie und da auf den Höhen ein vereinzelter Bauernhof, der zur Seelsorge der Ortskirche gehört.

Stundenweit kann man unter den alten hochstämmigen Fichten wandeln, ohne einem einzigen Menschen zu begegnen. Es ist wohl so recht ein Ort nach dem Herzen des Volksliedes . . .

„Wo man nichts hört am Tag,
Als der Vögel Schlag,
Und Nachts der Bäume Geflüster.“

---

1) Pfarrhaus. 2) baufällig.

An Werktagen, wenn die Leute auf den Feldern arbeiten oder zu den hochgelegenen Bergmahden gezogen sind, herrscht eine feierliche Stille. Wenn sich nicht gerade der Lokalkaplan im Widdum befindet, dürfte außer im Wirthshaus wohl kein Mensch im Orte zu finden sein.

Auch das Wirthshaus ist oft genug geschlossen. Man würde vergebens pochen. Touristen pflegen jedoch in meinem Sommernest fast nie durchzukommen. Es liegt viel zu abseits. Die Ortsbewohner selbst gehen an Werktagen in kein Gasthaus. Den Bauern auf den Höhen wäre es, wenn sie hundertmal Zeit hätten, viel zu mühselig, um einen Trunk Wein erst aus ihrer Höhe steigen zu müssen.

An Sonn- und Feiertagen geht es lebendiger zu. Da kommen die Leute oft viele Stunden weit zur Messe und wollen nach Amt und Predigt auch ihren Schluck und eine warme Suppe haben. Die kleine niedrige Stube beim Wirth ist daher immer „g'steckt voll."

Das Wirthshaus ist eine Art Fuchsbau. Es hat drei Stockwerke und im ganzen Haus keine Stiege. Bei jedem Stockwerk geht man zu ebener Erde hinein. Der Bau ist an einem Abhang auf felsigem Terrain aufgeführt und nach drei Seiten in den Untergrund eingelassen.

An Sonntagen kann man in der Stube des dritten Stockwerkes so ziemlich alle Charaktere der Gegend beisammen finden. Da sitzen verbissene alte Vaterln bei ihrem Seidel Wein und schmauchen aus ihren kurzen Pfeifen. Sie reden nicht viel, diese alten Bauern, und geben nur höchstens manchmal einen „tollen[1]) Trumpf" in das Gespräch der Uebrigen. Die „Weiberleut" kehren gewöhnlich schon gleich nach der Kirche heim. Es schickt sich nicht, daß Bauernweiber und Dirnen in der Wirthsstube sitzen. In meinem Sommernest erinnere ich mich, nur einmal zwei Dirnen mit Burschen beim Wirth gesehen zu haben. Und diese wurden als „völlig ausg'schamte Gitschen[2])" bezeichnet. Haben ja auch in der

---

[1]) tüchtigen, ausgiebigen. [2]) schamlose Dirnen.

Kirche die Männer und Weiber nicht nur ihren eigenen Ausgang, sondern auch jeder Theil seinen eigenen Weg zur Kirche. Die Manderleut gehen über die Dorfgasse, wenn man den felsigen und holprigen Steig, der zwischen den paar Häusern durchführt, so nennen will. Die Weiberleut schlagen einen Wiesensteig hinter dem Widdum ein.

Die jungen Burschen sitzen unter den Alten und Verheiratheten in der Stube. Es wird mitunter ein „Laubbiater" oder ein „Perlagger"[1]) gemacht. Oft regt sich auch die Sangeslust. Der Wirth hat zwei saubere Diandlen mit hellen Stimmen, denen man natürlich die Anwesenheit unter den Gästen nicht verbieten kann. So habe ich in der Wirthsstube nach der Messe manches herrliche Tiroler Volkslied gehört. Die beiden Wirthsdiandlen stimmten so prächtig zusammen, wie zwei geschliffene Kelchgläser.

Unter den Sonntagsgästen befand sich auch ein alter gebückter Bauer, der regelmäßig sein Seidl Wein trank und ebenso regelmäßig nicht bezahlte. Das war wie's Amen im Gebet und fiel keinem mehr auf. Der Wirth fand es auch schon für ganz selbstverständlich. Wenn er dennoch des Spasses halber den alten Zechpreller einmal zur Rede stellte, pflegte dieser zu thun, als ob er nicht recht deutsch verstünde und gab immer die verkehrtesten Antworten von der Welt. Die erste Frage, mit der er gewöhnlich ein Gespräch einleitete, war, ob man den und den Advokaten nicht kenne. Der Arme war ein harmloser Narr. Er war ehemals der reichste Viehhändler in der Gegend und hatte sein ganzes Geld „verkartet."[2]) Zwei Burschen spielten ihm einst an einem einzigen Abend soviel ab, daß sie schnurstracks zwei prächtige Ochsen von dem Gewinnst kaufen gehen konnten.

Unter den „Perlaggern" befand sich meistens der Premerbauer, der eine Art König in der Gegend vorstellte. Er hatte neun Kinder und für Jedes einen Hof.

---

[1]) zwei Tiroler Kartenspiele. [2]) mit Kartenspielen verloren.

Als sein Vater starb, hatte man das Heimathsgut „vergannten“[1]) wollen und den jungen Premer nur mehr aus „Gottesgnaden“ darauf gelassen. Und jetzt gehörte ihm bald das halbe Thal. Wenn der Premer gut gelaunt war, verlor er „grad mit Fleiß“[2]) beim „Perlaggen“. „Man muß do a wieder a Geld unter d' Leut' kommen lassen!“ meinte er gutmüthig.

Die Wirthin betrieb eine Krämerei, wohl mehr zum Vergnügen, als des Nutzens halber. Außer Tabak, ledernen Geldbeuteln, Zwirn, Bändern und „Taschenveiteln“ war wohl nichts darin zu finden. Ich schrieb ihr einmal ein Recept gegen Gliederreißen auf. Dafür hat sie mir einen solchen hölzernen rothen Taschenveitel[3]) verehrt. Umsonst wolle sie es nicht. „Es könnt' epper[4]) nit gut anschlagen.“

Ich wohnte nicht beim Wirth, der allenfalls zwei Kammern räumen kann. Das Haus ist schon seiner Bauart wegen ziemlich feucht. Ich hatte die im Meßmerhäuschen verfügbare Kammer bezogen. Die alte Meßmerin, ein gutherziges Bauernweib, eine der wenigen, goldenen Seelen, die es noch auf der Welt gibt, wollte Anfangs unter keiner Bedingung ein Miethgeld annehmen.

„Was soll der Herr für 's Schlafen zahlen!“ rief sie. „Für 's Schlafen kann i do unmögli was verlangen. Dö Kammer is da, und 's Bett is a da. Dös kost't nix!“

Die weißgetünchte Kammer beim Meßmer, von der ein vergittertes Fenster nach dem Wald führte, enthielt ein breites doppelspänniges Bett, einen Stuhl ohne Lehne und eine ungehobelte Kiste, in welche man seine Sachen legen und die man im Nothfall als Schreibtisch benützen konnte. An der Wand, dem Bett gegenüber, hing ein Einrichtungsstück, das große Aehnlichkeit mit einer Egge hatte. Man buck nur alle zwei bis drei Wochen und schichtete dort die dünnen Brodlaibe an die Wand. Proviant hatte ich also für alle Fälle in nächster Nähe.

---

[1]) gerichtlich versteigern. [2]) absichtlich. [3]) Sackmesser in hölzerner Schale. [4]) etwa.

Beim Meßmer waren zwei Diandlen und ein Bua. Der Vater war vor Jahren beim Holztriften verunglückt. Die Meßmerei, mit der die Bewirthschaftung der Kirchengüter sich verband, war der Wittwe geblieben. Der Sohn und ein Knecht, welcher den alttestamentarischen Namen Ezechiel führte, theilten sich in das Amt.

Wenn es alle Glocken zu läuten galt, mußten die alte Meßmerin und die beiden Diandlen wohl auch oft mit ausrücken. Mehrmals wurde ich während der Nacht auf ein Hochgewitter nur dadurch aufmerksam, daß sich beim Meßmer Alle aus den Betten erhoben und dann durch den strömenden Regen mit einer Laterne zur Kirche zogen, um „Wetter zu läuten." Der Blitzableiter des Kirchthurms läuft eine große Strecke weit innerhalb des Thurmes nieder, gerade neben der Stiege, und wird unbesorgt als Geländer benützt.

Als ich am Morgen nach meiner Ankunft in der Stube beim Meßmer saß, kam ein seltsames Ding durch die Thüre herein getrampelt. Eine Dirn mit grob geschnitzten, fast häßlich zu nennenden Gesichtszügen, eine Pfeife im Mund und daraus qualmend, hohe Stiefel an den Füßen und einen Männerhut mit Hahnenfeder auf dem Kopf. So stellte sie sich breitspurig vor mich hin.

„Ja, was thuat's denn ös da?" fragte mich das Mannsweib, mir eine Rauchwolke in's Gesicht blasend.

„Halt auch a bißl schnaufen wie alle Leut'", erwiderte ich.

„Ja, ja, schaut's nur, daß enker Blasbalg koa Loch kriagt. Sonst, wenn's amal aus dem Loch pfeift, schlagt si oft gern der Tod dazua!" meinte sie.

„Setzt's enk nit a bißl nieder?" lud ich sie ein.

„O, i steah's guat g'nua!" lehnte sie ab, klopfte die Pfeife aus und leerte den „Rötzel" aus dem Wassersack auf den Stubenboden. „Was seid's denn ös eigentlich?" begann sie ihr Verhör von Neuem.

„Nix Besonders!" erwiderte ich.

„Ja, ja, dös sieht man enk schon an!" sagte sie in einem halb mißtrauischen, halb mitleidigen Tone. „Vor

zwei Jahr' is a amal einer da g'wesen, der dö Welt alleweil durch Winterfenster[1]) ang'schaut hat. A Professor soll's g'wesen sein. I weiß nit, was dös für a Viech is. A bißl a höher's muß es schon sein, thät' i rathen. Verstanden hat'n aber koa Mensch bei uns. Nit amal der Wirth, und der is gar amal bis nach Kufstein[2]) kommen. Muß a nit bei die Groschen g'wesen sein der glasaugete Herr. Im Wirthshaus unten hat er alleweil g'fragt: kann man hier rumkriechen?" — Der Wirth hat'n a Weil' ang'schaut. Nachher hat er g'meint: Ja, wann's dem Herrn gar so a Gaudi macht, kann er schon umanandkriachen[3]). Der Fußboden is freili schon lang nimmer g'spült worden. Erst lang darauf sein sie deutsch worden, daß der Glasaugete an Ohnewanzeler[4]) haben hat wollen. Was es do für g'spassige Leut' gibt auf der Welt! Unser Herrgott hat allerhand Kostgänger! — I verratsch' aber da mei Zeit", wandte sich die Dirn zum Gehen. „Thuat's halt brav essen und Milch trinken und helft's a bißl mit bei der Stallarbat, nachher wird's si's scho wieder schüsseln[5]) mit enk, daß ös a bißl fetter werd't's!"

Wie ich bald erfuhr, bewohnte die Dirn mit ihrer alten Mutter die eine von den zwei Hütten und war die Schneiderin für den Ort und die ganze Gegend. Ich habe mich immer gut mit ihr vertragen. Als ich den stillen Ort verließ, gab sie mir sogar ein paar feuerrothe „Schmöller"[6]) aus dem Hausgarten mit auf den Hut.

So verging der Sommer in Gesellschaft der Bauern. Ich lernte da noch manche Charakterfigur kennen, die ich vielleicht ein anderes Mal schildern will. Den größten Theil des Tages brachte ich im heiligen Waldfrieden zu, lag unter den Bäumen, lauschte auf den Wind in der Höhe und das Rauschen des Gebirgsbaches in der Tiefe und bemühte mich, nichts zu denken. So zu sterben unter den hohen Waldbäumen, mitten im Moos und Haidekraut, müßte schön sein. Der Wind sänge das Todtenlied, und

---

[1]) Brillen. [2]) im Unterinnthal, an der bayerischen Grenze. [3]) herum. [4]) Schnaps oder Rum. [5]) zurecht richten. [6]) eine Nelkenart.

der Bach spräche murmelnd und rauschend die Absolution über alle wirklichen und vermeintlichen Sünden dieses Erdenwallens. Alles wäre geschlichtet und geordnet. Dann könnte es empor gehen im starken Fluge über die Wipfel der Bäume, fort, weit fort bis in das Unermeßliche.

Ende August schneite es mich ein in meinem Sommernest. Alles öde und weiß, so weit das Auge reichte. Noch immer wirbelte es in dicken Flocken vom Himmel. Ein schneidender Wind pfiff draußen. Wir waren mitten in den Winter versetzt. Mich überkam fast eine weihnachtliche Stimmung. In der Stube beim Meßmer wurde gerade frisches Brod gebacken. Wie saß es sich da angenehm in Hemdärmeln und wie behaglich schaute man auf die Schneelandschaft hinaus.

Eine eigenthümliche einschläfernde Luft herrschte in der Stube. Der Geruch des Sauerteiges hatte sich mit dem Tabakrauch vermischt. Das legte sich um den Kopf, drang auf die Nerven ein, daß schließlich den ganzen Körper eine Art Schwindel ergriff. Die Leute waren alle daheim geblieben und saßen in der Stube. Die Weiberleut spannen, und die Manderleut lagen auf den Bänken an der Wand. Als es Abend wurde, erzählte man sich Geistergeschichten.

Während der Nacht hatte es zu schneien aufgehört. Der Himmel war aber noch immer grau und öde. Ich unternahm einen Spaziergang in den Wald. Nichts regte sich. Nur aus der Ferne hörte ich einen „Zittel" (Drossel) pfeifen, dem trotz Schnee und Sturm die Lust zum Singen nicht vergangen zu sein schien.

Auf dem Rückwege schloß sich mir ein altes gebeugtes Mütterlein an, das ich noch nie im Ort gesehen hatte. Wir sprachen eine Weile mitsammen, schließlich bat mich die Alte fast furchtsam: „Thät' mir der Herr nit a Kleinigkeit schenken? Ich bin sov'l a arme Haut." Ich reichte ihr eine Gabe. Es war das erstemal, daß ich in meinem Sommernest angebettelt wurde.

„Wo seid's denn her?" fragte ich das alte Weibl.

„O, weit vom Berg aber, Herr!“ hustete sie. „I bin beim Ruenserbauern im Austrag.“

„Und wo wollt's denn heut' no hin bei dem Schnee?“

„Ja, zum Pfarrer. I hätt' mit ihm a Wörtl z' reden.“

‚Wegen was denn?“ fragte ich.

„O, lei[1]) wegen mei'm Bua!“ erwiderte die alte Einlegerin.

„Will er heirathen?“

„O, na, na, Herr, dös braucht er nimmer!“

„Ah so? Nachher is er wohl schon verheirathet?“

„Ah, na, na! Herr, wo denkts denn ös hin! Wie soll er denn verheirathet sein, wenn er schon lang unter der Erden liegt. Deßwegen will i ja zum Pfarrer, daß 'n mit Ruah' lassen in sei'm Grab, weil i neulich g'hört hab', sie woll'n wieder amal Platz machen im Freithof. Nachher kommen die Boaner von dö Andern in d' Todtenkapell', hinter dösell[2]) Gatter[3]) unter'm Altar. Und die Schädel thun's an jeden in a eigens Kasterl und stellen sie der Wand entlang auf. Des habt es g'wiß schon g'sehen, Herr?“

Ich bejahte. Ich hatte sie ja oft betrachtet, jene Kästchen mit den Todtenschädeln, deren jedem ein grüner Kranz um die Stirne gemalt war, und die auf der Stirne die beiden Anfangsbuchstaben des Namens ihres ehemaligen Besitzers trugen.

„Und ausgraben lass' ich mein' Bua nit, gar nit!“ fuhr die Alte erregt fort. „Dös hat er nit verdient. I will schon dös Geld mit der Zeit z'sammbringen, daß i den Grund kaufen kann, wo er liegt im Freithof. Es is a braver Bua g'wesen, der Lenzl (Lorenz), hat sei' Muatter in Ehren g'halten und völlig auf Händen tragen, wenn er a lei a ledig's Kind g'wesen is. Z'elm[4]) hat er mit dö Kaiserjager nach Bosnien müssen. Bei Stolaz haben sie ihm a Kugel in die Brust g'schossen, dö Rauberbande. Aber es war ja für'n Kaiser! Und da muaß si a alte

[1]) nur. [2]) dasjenige. [3]) Gitter. [4]) damals.

Muatter schon z'tröstten wissen. Mir is schon so was vorgangen, wie der Lenzl hat einrucken müssen zu sei'm Battaljun nach Sprugg[1]). I hab' ihm no seine Sachen ein'bunden in a Tüchl und hab' ihm a Stuck Weg 's G'leit' 'geben. Schwar is mir g'wesen um's Herz. Dem Lenzl hab' i aber nix merken lassen. Nachher sein wir vonanander gangen beim alten Marterl am G'wänd[2]) oben.

„Lenzl!" hab' i zu ihm g'sagt, „sei brav und mach' dei'm Kaiser und deiner alten Muatter koa Schand'. Du bist a Tirolerbua und dös muaß dei' Stolz sein und dem muaßt Ehr' machen. Denk' auf'n Andreas Hofer und auf'n Speckbacher und auf'n Haspinger! Gar z' fürwitzig sei mir aber nit Bua und spring' nit grad in dö Kugeln eini, wenn's nit sein muaß; hab' i no g'sagt, weil i wohl g'wußt hab', daß mei' Lenzl g'nua Schneid g'habt hat, völlig a bißl z' viel Schneid'. Beim Marterl hab' i ihm's Kreuz g'macht, und haben wir mit anander no an Vaterunser betet, daß der Krieg guat ausgehen soll für Kaiser und Land und für mein' Lenzl. Jatz b'hüat' di Gott, Bua, hab' i ihm nachg'rufen, und wenn i di nimmer sehen sollt', Bua, i will schon beten für di, alle Tag' und recht fleißig. Hab' lang nix g'hört vom Lenzl. Auf amal kriag' i an Briaf. Der Bauer hat mir'n vorg'lesen. Der Lenzl is im Spital g'legen. Wieder sein a paar Monat' vergangen. Da ist der Lenzl heimkommen. Mei' lieber Gott, hat der arme Bua aus- g'schaut, als wenn er grad von der Todtenbahr' auf- g'standen wär'. Hat's a nimmer lang g'macht", sagte die alte Einlegerin und wischte sich zwei dicke Thränen aus den Augen. „G'hustet hat er Tag und Nacht. Und amal an einem Nachmittag, wie d' Vögerln so hell und freudig draußen g'sungen haben, hab' i mei'm armen Lenzl die Augen zuadruckt bis auf's Wiederschauen in der Ewigkeit. Und daß sie mir'n iatz ausgraben thäten, leid' i nit. Fufzehn Gulden thät' der Grund kosten. Zehn hab' i beisammen. Drei Jahr' lang hab' i g'spart dran

---

[1]) Innsbruck. [2]) felsige Anhöhe.

und das Geld z'samm bettelt. Is mir oft hart ankommen dös Betteln. Aber es is ja mei'm Bua z' liab. Dö zehn Gulden trag' i heut' zum Pfarrer. Er wird mir wohl no zuawarten, bis i den letzten Fünfer a no erhaust hab'."

Wir waren in den Ort gekommen. Die alte Einlegerin gieng in den Widdum. Auf dem Rückwege kehrte sie beim Meßmer zu. „Jatz is nimmer viel G'fahr", erzählte sie „wegen mei'm Lenzl, hat der Hochwürdige g'sagt. B'hüat Gott, Herr, und no amal vergelt's Gott für die Gab'." — Am selben Abend war ich auch beim Pfarrer und erlegte den noch ausständigen Fünfer für den Lenzl.

Und nun scheiden wir von meinem Sommernest. Dem Schnee sind einige helle Tage gefolgt, welche das Winterkleid wieder sauber wegputzten. Dann kam stürmisches Wetter. Schwere Wolkenbrüche gingen über das Thal nieder. Die schmale Saumstraße hatte es gänzlich vermuhrt. Ich mußte nun die nächste Gelegenheit benutzen, um noch mit heiler Haut aus meinem Gebirgswinkel zu kommen. Offen war nur mehr der Pfad über das Joch. So nahm ich denn an einem Morgen Abschied von den schlichten Bauern, setzte mich auf einen „Grüscher"-Esel, den mir der Wirth zur Verfügung gestellt hatte, und ritt über das Joch.

Irgendwo liegt's in Tirol, ich verrath's aber nicht, mein Sommernest.

Inhalt.

Schriften von Rudolf Heinrich Greinz.

Wer steinigt sie? Eine Geschichte armer Leute. Dresden und Leipzig. E. Pierson. Preis 2 Mk., eleg. geb. 3 Mk.

Die tragischen Motive in der deutschen Dichtung seit Goethe's Tode. Dresden und Leipzig. E. Pierson. Preis 2 M. 80 Pf., eleg. geb. 3 M. 80 Pf.

Salzburger Spaziergänge. Dresden und Leipzig. E. Pierson. Preis 1 M., eleg. geb. 2 M.

Liederfrühling aus Tirol. Leipzig. H. Haessel. Preis 3 M., eleg. geb. 4 M.

Tiroler Schnadahüpfeln. Gesammelt und herausgegeben von R. H. Greinz und J. A. Kapferer. Leipzig. A. G. Liebeskind. Preis in eleg. Elzevirband 1 M. 50 Pf.

Tiroler Volkslieder. Von denselben. Leipzig. A. G. Liebeskind. Preis in eleg. Elzevirband 1 M. 50 Pf.

Tiroler Schnadahüpfeln. Zweite Folge. Von denselben. Leipzig. A. G. Liebeskind. Preis in eleg. Elzevirband 1 M.

Zithaschlag'n. Allahand Gsangaln und Gschicht'n aus Tirol. Leipzig. Georg Wigand. Preis eleg. cart. 2 M.

Die Studenten. Burschikose Strophen. Görlitz. C. Dünnhaupt. Preis 50 Pf.

Professor Theophilus Knasterbart. Humor. Dichtung. Illustr. von A. Tischler. Görlitz. C. Dünnhaupt. Preis 1 M.

Iwein, der Ritter mit dem Löwen. Schauspiel in 5 Akten für Kindertheater. Eßlingen. J. F. Schreiber. Preis 40 Pf.

In **Bacmeister's Verlag** in **Erfurt** und **Leipzig** erscheint demnächst:

Das Abiturienten-Examen.

Gymnasial-Humoreske von Rudolf Heinrich Greinz.

Preis 50 Pfg.

Aus'm Landl.

Tiroler Bauern-Geschichten von Rudolf Heinrich Greinz.

Die Steingruberischen. Der Pestilenzen-Peter. Der Kumprater. Das Kirchsteig-Anderl. Das fünfte Rad am Wagen.

Bögl